





„Wovon sollen wir träumen?“

Texte schreibender Schüler*innen für den
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.
im Rahmen des Programms
„Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

herausgegeben von
Sarah Meyer-Dietrich

mitteldeutscher verlag

Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.

Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Cover: Claudia Lichtenberg

Satz/Gestaltung/Redaktion: Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

Weitere Informationen zu den „Autorenpatenschaften“ über:
www.boedecker-buendnisse.de

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der jeweiligen Texte.

© 2020 mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)
www.mitteldeutscherverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-96311-473-1

Printed in the EU

Im Anfang war das Wort ...

Wer kennt es nicht, dieses Zitat. Aber wie komme ich zu diesem Wort, dieser ersten Inspiration, die einen Schwall von Assoziationen nach sich zieht, die Kreativität freisetzt, und sich lustvoll an der eigenen Vorstellungskraft vorwärtshangelt? Wie werden Bilder im Kopf aufgebaut, die eigentlich nur abgeschrieben werden müssten, um einen Plot zu entwickeln, eine lyrische Idee oder einen dramaturgischen Bogen zu spannen? Die frei von allen Einschränkungen und Blockaden die Lust am Schreiben weckt? Die mit dem Endresultat zu Papier gebracht wird: Schreiben macht Spaß? Die das Selbstbewusstsein stärkt und für Möglichkeiten sensibilisiert, einen neuen Ausdruck für sich selbst zu finden?

Diese Möglichkeiten sind gegeben durch die Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung für sein umfassendes Projekt „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung.“

Mit den Landesverbänden der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V. haben sich kompetente Bündnispartner herauskristallisiert, die mit Kinder- und Jugendbuchautor*innen das Projekt „Wörterwelten. Literatur lesen und schreiben mit Autor*innen“ umsetzen. So werden auch jedes Jahr im fünfjährigen Programmzeitraum rund vierzig Bücher veröffentlicht. Sie sind das Ergebnis und die Dokumentation dieser kreativen Zusammenarbeit zwischen Kindern, Jugendlichen und Autor*innen. Eine dieser Publikationen liegt nun vor Ihnen.

In zahlreichen Einzelworkshops werden die Kinder oft durch ganzheitliche Ansätze zum Schreiben motiviert, sei es mit Unterstützung von Musiker*innen oder Fotograf*innen, von Hiphop-Tänzer*innen oder Hörbuchmacher*innen. So

entstehen Poetry-Slams, Drehbuchwerkstätten oder Dialogsequenzen für darstellendes Spiel. Kinder und Jugendliche begeben sich auf Fantasiereisen in ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, der tausend tanzenden Worte, der wilden Assoziationen, die eingefangen und zu einem Schreiberlebnis zusammengefügt werden. Ob sie nun die Basis für einen Animationsfilm bilden oder in einem fesselnden Abenteuer Niederschlag finden. Jedes Kind ist anders, jeder Jugendliche hat andere Fähigkeiten. Und hier findet sich die einmalige Chance, sie schon im frühen Alter an das lustvolle Erlebnis der eigenen Kreativität heranzuführen. Ein Erlebnis mit Nachhaltigkeit, denn es weckt großes Interesse, die eigenen Möglichkeiten besser kennenzulernen und sich auszuprobieren. Es weckt den Stolz über das selbst Geschaffene und will neu erlebt werden. Dieser Ansatz beinhaltet auch die positive Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, der Selbstachtung, der eigenen Wertschätzung. Er führt zum Respekt dem anderen gegenüber und ist damit auch ein Beitrag zur Gewaltprävention.

Lesen ist eine Grundkompetenz, um an der Gesellschaft teilzuhaben, die Sprache ein Mittel, um sich auszudrücken und auszutauschen. Das sind Möglichkeiten, um zu lernen Kreativität zu entfalten und die eigenen Fähigkeiten und Talente auszuloten, um nicht später einmal passiv gesellschaftlichen Entwicklungen gegenüber ausgeliefert zu sein.

Der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V. lädt die Kinder und Jugendlichen deutschlandweit ein, an dem Programm „Wörterwelten“ teilzunehmen.

In der vorliegenden Dokumentation einer Autorenwerkstatt im Bundesland Nordrhein-Westfalen kooperierten als lokale Bündnispartner die Tagesgruppe Unicus von St. Vin-

zenz e.V., die literarische Gesellschaft Bochum und der Friedrich-Bödecker-Kreis NRW. Als Autorin leitete Sarah Meyer-Dietrich von Mai bis Juli die Patenschaft, unterstützt von der Schauspielerin und Theaterpädagogin Maria Wolf. Kevin Fröhlich von St. Vinzenz übernahm als Koordinator die Verantwortung. Wir danken für die Zusammenarbeit und das Engagement.

*Der Vorstand des Bundesverbandes der
Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.*

Aufbruch ins Ich

Wenn man mich fragt, was die schönste Zeit meines Lebens war, würde ich sagen: die Zeit, als ich von zu Hause abgehauen bin. Die Zeit war unbeschwert. Ich konnte tagelang chillen und habe in den zwei Jahren viele lustige, aber auch Scheißleute getroffen.

Der Grund für dieses Abhauen war damals meine Mom. Das erste Jahr ihrer dreijährigen Alkoholsucht verbrachte ich zu Hause. Es gab jeden Tag mehrere Auseinandersetzungen zwischen mir, meiner Mom, ihrem Freund und meinen Brüdern. Der Stress zu Hause führte mich in die Depression. Ich fühlte mich bedrückt und alleingelassen. Ich ging auch nicht mehr zur Schule, da ich Stress mit Schülern und Lehrern hatte. Ich hasste mein ganzes Leben damals. Aufgrund des Lebens, das ich zu Hause hatte. Meine Mom war fast jeden Tag blau oder auf Betäubungsmitteln. Sie schlief sehr viel und schrie mich und meine Brüder oft an. Doch das Bedrückendste an der ganzen Situation war, meine Mom jeden Tag ein Stück mehr kaputtgehen zu sehen. Sie kümmerte sich nicht mehr richtig um die Wohnung und stritt oft mit ihrem Freund. Mal war die Beziehung vorbei und mal wieder nicht. Wenn sie auseinander waren, bedrohte er uns, und zwischendurch trat er im Hausflur Geländer und Türen ein. Ich hatte Angst vor ihm und fand ihn gruselig kaputt.

Ich suchte beim Jugendamt Hilfe, weil ich sonst keinen Weg sah, aber ich bekam keine Unterstützung. Stattdessen nichts, für ein ganzes Jahr. Ich wäre sicher nie in so ein tiefes Loch gefallen, hätte man mich damals ernst genommen und eingegriffen. Unsere jugendamtliche Familienbetreuung war inkompetent und hatte keinen Plan, wie sie mit mir umgehen

oder auf mich zugehen sollte, und wenn wir sprachen, regte ich mich jedes Mal auf.

Leute mit nach Hause zu bringen war für mich damals sooo peinlich. Ich schämte mich. Nur solche Leute, bei denen ich mir sicher war, dass es sie nicht juckte, was bei uns zu Hause abging und wie es aussah, brachte ich mit.

An einem Tag kam ich mit 'ner Freundin nach Hause. Ich sollte mein Zimmer aufräumen, bevor ich rausgehen durfte. Das tat ich auch und brachte anschließend den Müll aus meinem Zimmer nach vorne. Die Freundin wartete im Zimmer. Weil meine Mom meinte, dass ich viel zu schnell aufgeräumt hätte, und sie meine Tricks schon kannte, schaute sie in die Tüte und sah ihr Lineal. Wir schrien uns wieder an, und meine Mom nahm das Lineal aus der Tüte und schlug mir neun- bis zwölfmal auf den Handrücken. Ich fing an zu weinen und rannte in mein Zimmer zu meiner Freundin. Sie bot mir an, mit zu ihr zu kommen, und das Angebot nahm ich gerne an.

Am gleichen Tag noch ging ich freiwillig in eine Jugendschutzstelle und danach für drei oder vier Monate in eine erste Wohngruppe. Dann noch mal ein oder zwei Monate in die nächste Wohngruppe und schließlich für ein halbes Jahr in die letzte. Die Rückmeldungen, die ich damals gekriegt habe, waren nicht positiv. Alle dachten falsch von mir, Freunde genauso wie meine Familie. Und wenn man immer nur hört, dass man so und so sei, obwohl man eigentlich anders ist, wird es einem irgendwann egal und man macht automatisch doch genau das, was sowieso alle erwarten. Zu der Zeit, als ich in der letzten Wohngruppe war, trennte sich meine Mom endgültig von ihrem Freund. Deshalb war ich auch bereit, wieder nach Hause zu gehen. Doch wohlgeföhlt habe ich mich dann trotzdem nicht richtig, weil die Schule mich bedrückte. Das hieß,

dass ich immer noch nicht mit mir im Einklang war, und ich hab von da an noch mehr nur das gemacht, was ich wollte.

Ich haute ab, vergaß die Zeit der Trauer und kiffte, ballerte mir die Birne weg. Es fing alles an mit einer XTC-Pille, die ich mit meiner damals besten Freundin bei meiner Mom fand. Das war bis heute der beste Trip, den ich je hatte, und ich verliebte mich in diese Schwerelosigkeit und Euphorie. Dann kam Pep dazu, dann Koks und dann LSD. Ich habe mich gefunden. Ich glaube, hätte ich nie mit Drogen angefangen, wäre ich wahrscheinlich in meinen Depressionen ertrunken.

Ich rannte immer öfter weg und meldete mich dann bei niemandem. Wie auch, ohne Handy und ohne Nummern. In der Zeit machte meine Mom sich Sorgen und Vorwürfe. Sie lernte jemand Neuen kennen, der ihr die Freude am Leben wiedergab und sich mit ihr eine Zukunft aufbauen wollte.

In den Sommerferien war unsere Familie sechs Wochen nur bei ihm, und danach beschlossen meine Mom und er zusammenzuziehen. Ich natürlich mit eingeschlossen, obwohl ich so viele Probleme in der Familie verursacht hatte. Wir zogen in sein Haus, und obwohl eine Besserung der Situation save war, haute ich trotzdem weiter ab. Bis es irgendwann hieß, dass ich endgültig nicht mehr nach Hause zu kommen brauche.

Ab diesem Moment wollte ich mein Leben, zumindest was die Schullaufbahn und das Abhauen betrifft, ändern. Denn auch mit Drogen kann man es schaffen, zur Schule zu gehen und pünktlich nach Hause zu kommen.

Meine Mom gab mir eine letzte Chance, und ich nutzte sie. Mein Jugendamtbetreuer hörte von einem neuen Projekt vom Jugendamt. Für Jugendliche, die lange die Schule geschwänzt haben. Ich war die erste Teilnehmerin, die dort mitmachte. Und ich habe es einfach geschissen gekriegt. Genauso, wie

ich es gesagt hatte. Alle, die behaupteten, dass ich es niemals schaffen würde, jeden Tag da zu erscheinen, haben sich gewundert, was ich doch alles hingekriegt habe.

Aber so ist das: Die meisten Leute werden unterschätzt, und egal, was für eine Kindheit ich hatte, macht mich das zu der Person, die ich heute bin. Ich bin die Depression los und glücklich. Was ich aus all dem gelernt habe? Dass nach schlechten Zeiten immer die guten Zeiten kommen.

Marie Krömker, 15, Bochum

Kasamirs Reise

Ich erzähle euch heute meine Geschichte. Ich heiße Kasamir und bin ein Hochelf aus der Stadt Kahrazane. Ich lebe als Schmied in einer kleinen Hütte. Meine Schwerpunkte liegen in der Naturbeschwörung und Runenherstellung. Ich kenne mich also sehr gut mit dem Herstellen von magischen Schutzsymbolen und mit der Beschwörung von natürlichen Dingen aller Art aus. Außerdem kann ich hervorragend sehen, und meine Sinne sind geschärft für meine Umwelt.

Meine Geschichte beginnt damit, dass ich eines Tages zum Markt ging, um neues Material für meine Arbeit zu kaufen.

Ich sagte zum Händler: „Drei Eisenbarren, vier Goldbarren und etwas Leder, bitte“, als mich plötzlich ein Gefühl überkam, das ich vorher noch nie gespürt hatte. Es fühlte sich schrecklich an. Ich war auf einmal ganz abwesend und so voller Panik, dass ich nur noch nach Hause wollte.

Das Einzige, was ich noch mitbekam, war, dass jemand zum Händler sagte: „Er ist besessen.“

„Oder er wird von Geistern heimgesucht“, antwortete der Händler und starrte mich entsetzt an.

Aber in dem Moment war mir alles egal. Ich rannte schnell nach Hause. Als ich zu Hause war, legte ich mich in mein Bett, um klar im Kopf zu werden.

Am nächsten Morgen war wieder alles normal. Dachte ich zumindest. Doch als ich das Haus verließ, packte das Gefühl mich schon wieder. Es fühlte sich schrecklich an. Also zog ich es vor, mich wieder ins Bett zu legen.

Nach einer Woche beschloss ich, zu unserem Schamanen zu gehen. Ich sagte zu ihm: „Ich fühle mich panisch und so ängstlich. Was fehlt mir?“

Er meinte: „Du bist verflucht. Ich kann dir helfen, wenn du möchtest.“

„Wenn du denkst, dass es hilft, versuche ich es“, antwortete ich.

Er fing an, irgendein Ritual zu sprechen, um mich zu reinigen. Schließlich sagte er: „Es ist vollbracht.“

Ich ging also nach Hause, um zu arbeiten. Ich schmiedete gerade ein Schwert, als mich das Gefühl schon wieder überkam.

Es machte mich seelisch fertig, weil ich dachte, dass ich nie wieder normal leben könnte. Ab diesem Moment wusste ich, dass ich hier nicht bleiben konnte und jemanden suchen musste, der mir helfen könnte.

Am nächsten Morgen musste ich mich entscheiden, was ich mitnehmen sollte auf die Reise. Ich nahm meine Ledertasche, meinen Bogen und meinen Dolch, außerdem etwas Gold und

etwas zu essen. Ich beschwor mir ein Pferd und ritt auf ihm Richtung Süden.

Ich ritt zwei Wochen, bis ich in ein kleines Dorf kam, wo ich meine ersten Heilungschancen sah, da mir ein Bauer auf dem Weg sagte: „In diesem Dorf lebt ein Priester mit starken Fähigkeiten.“

Ich ging zur Hütte des Priesters und fragte: „Kannst du mir helfen, Priester?“

Er meinte: „Ich kann es probieren, komm rein.“

Ich schilderte ihm mein Problem, und er sagte: „Ich weiß eventuell einen Weg, dir zu helfen. Besorg mir ein paar Kräuter aus dem Wald.“

Als ich mit den Kräutern zurückkam, mischte er einen Trank daraus, den ich trinken sollte.

Er meinte: „Der Trank müsste sofort wirken.“

Ich hoffte so sehr, dass es geklappt hatte. Aber leider ging es sofort wieder los, als ich die Hütte des Priesters verlassen hatte. In diesem Moment fühlte ich pure Verzweiflung, weil ich ahnte, dass sich mein Zustand niemals mehr ändern würde. Aber ich wusste, dass es definitiv auch nicht besser würde, wenn ich jetzt aufgab, deswegen beschloss ich weiterzureisen.

Ich reiste mehrere Wochen in die nächste Stadt, um dort mein Glück zu versuchen, aber leider ohne Erfolg. Dieses ganze Reisen ohne Erfolg machte mich vollkommen fertig, und ich wusste nicht weiter, also beschloss ich, einige Tage in der Stadt zu bleiben und mich ein bisschen auszuruhen. Ich ging zu einem Wirtshaus, um nach einem Zimmer zu fragen. Der Wirt meinte, für drei Silbermünzen pro Nacht hätte er ein Bett mit

Verpflegung für mich frei. Ich bezahlte für eine Nacht, und er zeigte mir mein Zimmer. Doch als ich abends in meinem Bett lag, fand ich keinen Schlaf und wälzte mich nur von einer Seite auf die andere. Ich begriff, dass ich erst Ruhe finden würde, wenn ich eine Lösung für mein Problem fand.

Am nächsten Morgen frühstückte ich erst einmal ausgiebig, bevor ich mich beim Wirt bedankte und wieder abreiste.

Auf dem Weg zum nächsten Dorf traf ich am Wegesrand einen komischen Typen. Er hatte zerrissene Kleidung an und war komplett dreckig.

Er fragte: „Was machst du so weit draußen?“

Ich sagte: „Das geht dich nichts an.“

Aber er wollte mich nicht gehen lassen.

Also erzählte ich ihm von meinem Problem und von meinen Misserfolgen.

Er meinte: „Mit genügend Geduld wirst du schon den Richtigen für dein Problem finden. Kann ich dich begleiten?“

Ich überlegte, ob ich ihm überhaupt trauen konnte, aber schließlich entschied ich mich, nein zu sagen, weil ich spürte, dass ich diese Reise ganz alleine bewältigen musste. Ich verabschiedete mich und ritt weiter.

Nach mehreren Wochen Misserfolg und Qualen wurde ich so langsam wahnsinnig. Ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Ich schlief schlecht und hatte kaum noch Appetit. Also beschloss ich, erst einmal zu rasten.

Ich baute ein Lager mit einem Lagerfeuer und einem provisorischen Bett aus Gras und Blättern. Um sicher zu sein vor den Gefahren der Nacht, beschwor ich eine Schutzrunne, die meinen kleinen Rastplatz schützen sollte, da finstere Gestal-

ten in der Nacht herumlaufen. Kobolde und Trolle. Wieder konnte ich nur schwer einschlafen, da meine Gefühle mich sehr beschäftigten.

Am nächsten Morgen folgte ich gerade einem Pfad durch einen Wald, als mich auf einmal wieder dieses Gefühl überkam. Ich hatte unvorstellbare Schmerzen und war völlig panisch. Ich wusste, dass ich dringend eine Heilmethode finden musste, da mein Leben sonst nicht mehr allzu lang werden würde. Denn so wollte ich nicht weiterleben. Deswegen beschloss ich, weiterzugehen und meine restliche Kraft zu nutzen, um eine Methode zu finden. Es musste eine geben.

Als ich weiter durch den Wald ging, sah ich ein Banner mit der Aufschrift *Feuerball-Kricket-Turnier der Stadt Wiesenwald*. Da Feuerball-Kricket meine Lieblingssportart ist, beschloss ich, zum Turnier zu gehen und mir die Spiele anzusehen. Ich konnte die Ablenkung dringend gebrauchen. In der Stadt war alles geschmückt, und das Cricketfeld war bereit für eine Partie.

Ich kaufte ein Ticket und suchte mir einen Platz auf der Zuschauertribüne, weil das Spiel gleich losgehen würde. Als ich mich hinsetzte, sah ich Leute vom Markt, die mich zum Glück nicht entdeckt zu haben schienen. Ich mochte sie nicht, da sie glaubten, dass ich Pech bringe. Zum Glück ertönte schon bald der Gong und das Spiel ging los und vertrieb meine düsteren Gedanken.

Das Ziel des Feuerball-Kricket-Spiels ist es, den Feuerball durch die Ringe auf dem Boden zu schlagen. Wer zuerst alle Ringe durchquert hat, gewinnt. Im ersten Match spielte die Heimmannschaft der Stadt Wiesenwald gegen die Mannschaft meiner Heimatstadt Kahrazane. Ich war aufgeregt,

weil ich natürlich wollte, dass meine Heimatstadt gewinnt. Es war ein wirklich knappes Spiel, da die Gegner nicht schlecht waren. In der ersten Runde ging das Spiel um einen Punkt an meine Heimat, die zweite Runde verlor meine Heimat leider. In der dritten und letzten Runde aber konnte meine Heimatstadt siegen und hatte somit das Achtelfinale gewonnen.

Nach dem Spiel machte ich mich wieder auf den Weg. Ich ging eine Landstraße entlang, bis ich zu einer kleinen Hütte kam. Ich wollte wissen, wer dort lebte, und schaute vorsichtig durch das Fenster. Die Hütte schien verlassen. Doch als ich gehen wollte, sprang plötzlich ein Troll aus dem Haus und griff mich an. Ich musste schnell handeln, da meine Reise sonst für immer vorbei gewesen wäre, weil Trolle große und starke Wesen sind. Also beschwor ich einen Wasserelementar, um mich zu verteidigen. Außerdem nahm ich meinen Bogen. Mein Elementar lenkte den Troll ab, damit ich ihm in die Augen schießen konnte. Aber leider verfehlte ich ihn. Also musste ich das Problem anders lösen. Ich beschwor eine Feuerrune und lockte den Troll in die Rune. Er trat auf die Rune und verbrannte bis auf die Knochen. Als ich ihn endlich los war, brauchte ich erst mal eine Pause. Ich setzte mich hin und machte mir einen Tee. Er schmeckte wirklich gut und beruhigte mich ein wenig.

Nachdem ich wieder ruhiger geworden war, ging ich weiter und traf wenig später auf einen fahrenden Händler, der mir einen Trank verkaufen wollte. Der Händler sah nicht vertrauensvoll aus in seinem Seidenhemd und mit seiner seidenen Mütze. Er wirkte auf mich wie ein Quacksalber, der mir irgendeinen Müll andrehen wollte.

Ich fragte ihn: „Was soll das denn für ein Trank sein?“

Der Händler erwiderte: „Das weiß ich auch nicht so genau. Ich habe nur gehört, dass er dir zwei Wünsche erfüllt, wenn du ihn trinkst, egal, was du willst.“

Ich guckte den Händler an und sagte: „Du kannst deinen Müll behalten. Ich hab Dringenderes zu tun, als mir irgendwelchen Ramsch zu kaufen.“

Der Händler sagte mit einem aggressiven Unterton: „So etwas muss ich mir nicht bieten lassen. Wenn du meine Schätze nicht kaufen willst, dann fahre ich halt weiter.“

Er nahm die Zügel in die Hand und ritt mit seiner Kutsche davon.

Auf meiner Reise hatte ich bereits wundervolle Orte gesehen, die unbeschreiblich schön waren, und auch sehr düstere Täler, bei deren Anblick ich vor Angst erzitterte. Nach wochenlanger Reise kam ich nun zu einem dunklen Wald, der von Spinnen nur so wimmelte. Alle Bäume waren voller Spinnweben und Spinneneiern. Ich fühlte mich unwohl in diesem Wald.

Ich sah eine kleine Hütte mit einem großen Kessel vor der Tür. Vielleicht würde mir hier jemand helfen können? Als ich gerade anklopfen wollte, kam eine Frau in einem schwarzen löchrigen Gewand aus dem Haus. Aus der Tür drang ein widerlicher Geruch nach Leichen, und ich sah Schrumpfköpfe an der Wand des Hauses. Ich war ganz verängstigt, als ich begriff, dass es sich bei der Frau um eine Hexe handeln musste. Da packte mich die Alte auch schon und zerrte mich ins Haus. Sie sperrte mich in einen Käfig und ging nach draußen.

Da mich im Wald niemand schreien hören würde, musste ich überlegen, wie ich aus dem Käfig käme. Doch stattdes-

sen dachte ich über mein Leben nach und darüber, was mit mir passieren würde. Ich spürte wieder dieses Gefühl, aber dieses Mal war es realer und intensiver. Ich fragte mich, ob das nun das Ende meiner Reise sein würde, oder ob ich eine Chance hatte zu entkommen. Außerdem bereute ich, überhaupt aufgebrochen zu sein, da mir dieser Entschluss bisher nur Probleme bereitet und wenig genützt hatte. Mir fiel aber auch kein wirklicher Grund ein, aus dem Käfig entkommen zu wollen, da mich nur Leid außerhalb des Käfigs erwartete.

Doch dann entdeckte ich einen Wolf in einem Käfig neben mir. Ich fühlte mich auf geheimnisvolle Art und Weise mit ihm verbunden und wusste irgendwie, dass ich ihn befreien musste. Und plötzlich wusste ich auch, wie ich das anstellen konnte.

Ich schmolz erst das Schloss von meinem Käfig und dann das des Wolfskäfigs mit gezielten Feuerbällen. Ich streckte meine Hand aus, und der Wolf zeigte mir sein Vertrauen, indem er den Kopf in meine Handfläche legte.

Die Hexe kam zur Tür herein. Ich erschrak. Als der Wolf die Hexe anfiel und tötete, fühlte ich mich zum ersten Mal in meinem Leben nicht allein. Ich hatte einen treuen Freund gewonnen.

Kaum hatten wir uns auf den Weg gemacht, als uns eine große Spinne angriff. Eigentlich hatte ich panische Angst vor Spinnen, doch mit dem Wolf an meiner Seite fühlte ich mich stark, also konnte ich sie mit einem Pfeil töten.

Wir gingen weiter, bis wir aus dem Wald kamen. Dahinter war eine wunderschöne Landschaft. Wir bauten uns ein Lager, um einige Zeit zu bleiben. Am Abend legte der Wolf sich neben mich und kuschelte sich an mich. Ich fühlte mich wirklich sicher bei ihm.

Bei Anbruch des nächsten Tages schimmerte das weiße Fell des Wolfes im Morgengrauen. Es sah wirklich wunderschön aus. Der Wolf war groß genug, um auf ihm zu reiten. Er war schneller als ein Pferd und konnte sich wehren.

Nach ein paar Tagen brachen wir auf in die nächste Stadt, wo ich Material für eine Wolfsrüstung kaufte. Ich schmiedete die Rüstung und verzauberte sie so, dass der Wolf optimal geschützt war.

Je mehr Zeit ich mit dem Wolf verbrachte, desto seltener und weniger stark überkamen mich die schlimmen Gefühle.

Ich war am Ende meiner Reise.

Lucas S., 18, Bochum

Brief an meine Familie

Erst mal Hallo an die Mitglieder meiner Familie, die immer für mich da waren. Also an meine Oma, meine Tante und meinen Vater. Diesen Menschen bin ich für immer dankbar. Sie waren für mich da, als ich nicht mehr zur Schule gegangen bin. Und als ich versucht habe, mich umzubringen. Auch meine besten Freunde waren für mich da und haben mir durch die schwere Zeit geholfen.

Aber jetzt kommen wir zu einer Person, mit der ich den Kontakt abgebrochen habe, weil sie meine ganze Familie schon seit Jahren belügt und uns betrügt. Ich werde in diesem Brief ihren Namen nicht erwähnen.

Also, warum ich diesen Text schreibe, hat nur einen Grund: weil ich geistig und körperlich einfach nicht mehr kann. Diese Person macht immer einen auf heile Welt und heile Familie.

Jeder außer meinem Vater macht einen auf heile Familie. Aber ich sage jetzt mal die Wahrheit. Mein Vater und ich sind der gleichen Meinung. Wir sind keine heile Familie.

Ich gebe langsam einen Fick auf meine Familie. Außer auf meine Oma, meinen Vater und meine Tante. Für die bin ich trotzdem noch da.

Ich ziehe zu meinem Vater. Weil ich es einfach nicht mehr ertragen kann zu sehen, wie jeder auf heile Familie macht. Ich zerbreche langsam daran.

Wenn die Person, deren Namen ich in diesem Brief nicht erwähne, mir in die Augen guckt und so tut, als wäre nichts passiert, könnte ich ausrasten. Was ich gar nicht leiden kann, sind Lügen. Und wenn man so tut, als wäre alles okay. Und aus dem Grund sage ich nur noch eins: Ich gebe einen Fick auf diese Person und breche für immer den Kontakt ab. Und es wäre besser für diese Person, sich mir nicht mehr zu nähern.

istmirrelativ, 17, Bochum

Verfolgt von meiner Vergangenheit!

Warum ich diesen Text schreibe? Weil ich mich momentan echt von meiner Vergangenheit verfolgt fühle. Ich kann nicht sagen warum. Aber in letzter Zeit habe ich so ein Bauchgefühl. Egal, ob mich Leute in der Bahn angucken oder so Sprüche von meiner Oma kommen. Ein Beispiel: Weil ich die letzten Tage nach Geld gefragt und ihr gesagt habe, dass ich erst heute Abend nach Hause komme, meinte meine Oma: *Du baust aber keinen Scheiß?* Ich habe gesagt, dass ich mit meiner Freundin draußen bin und wir zum Jugendtreff gehen. Eigentlich

ist das schon alles, aber ich finde halt, dass alle meine Vergangenheit wieder hochholen. Und wenn ich mit meiner Oma über meine Vergangenheit reden will, sagt sie: *Das ist egal. Es ist Vergangenheit!* Aber was mir dann auf den Piss geht, ist, dass sie selber darüber redet und einfach nicht aufhören kann zu denken, dass ich wieder Scheiße baue wie früher. Das verletzt mich. Aber ich kann es auch ein bisschen verstehen. Sie hat echt schon viel durchgemacht mit meiner Familie.

istmirrelativ, 17, Bochum

Story of my life

„Na, geht's dir gut?“

„Klar! Und dir, Omi?“

Sonntags traf sich immer die ganze Familie bei Oma, und wir aßen Kuchen und redeten viel. Meine Oma hielt die Familie zusammen.

„Franzi, bitte nicht auf das Bett, das ist gerade frisch gemacht.“

„Ja, Oma, sorry.“

Sie legte so viel Wert auf Ordnung. Vor allem auf ihre Haare. Es kam alle zwei Wochen eine Friseurin, die ihr die Dauerwelle machte, und Oma stand jeden Morgen dreißig Minuten im Bad, um sich die Haare zu kämmen und zu stylen.

Sie war mir so wichtig. Schon als ich klein war. Ich spielte früher immer mit ihr Kaufladen. Wir räumten alle Schränke aus, und ich tat so, als würde ich ihr die Sachen darin verkaufen. Ich wurde älter und war natürlich nicht mehr so oft bei ihr wie früher, wofür ich mir später sehr lange Vorwürfe machte.

An irgendeinem Tag telefonierte ich mit meiner Oma.

„Hey, mein Schatz, ist der Papa da?“

„Nee, Oma, der ist einkaufen.“

„Wie geht's dir denn?“

„Sehr gut. Und dir, Oma?“

„Mir auch. Sag mal, ist der Papa da?“

Ich lachte und sagte: „Das hast du gerade schon gefragt.“

Sie war verwirrt und sagte: „Ich lege jetzt mal auf. Tschüss.“

Ich dachte mir nichts dabei. Vielleicht hatte sie Stress und musste noch viel machen und war deswegen etwas verwirrt.

Nach einer halben Stunde rief sie noch mal an und fragte erneut, ob Papa da sei. Ich machte mir langsam Sorgen. Ich erzählte es später meinen Eltern, und sie dachten genau wie ich, Oma hätte vielleicht ein bisschen Stress.

Ein paar Wochen später kam meine Mama mir auf dem Fahrrad entgegen, als ich gerade von der Schule nach Hause lief, und sagte: „Oma liegt im Krankenhaus. Ich erkläre es dir später.“

Krankenhaus? Was?! Ich fing sofort an zu weinen und bekam später von meinen Eltern erzählt, dass Oma anscheinend vergessen hatte zu trinken und umgekippt war.

„Oma würde niemals den ganzen Tag vergessen zu trinken“, sagte ich. Meine Oma achtete nämlich immer sehr auf so was.

„Sie ist bestimmt gestresst“, sagte mein Vater wieder. „Die im Krankenhaus werden schon rausfinden, was es ist.“

Ich machte mir sehr große Sorgen um Oma. Ich glaube, alle anderen auch, aber sie wollten keine Panik verbreiten. In dem Krankenhaus, in dem meine Oma war, konnte ihr nicht rich-

tig geholfen werden. Die hatten gar keine Lust, ihr zu helfen, glaube ich. Sie wurde dann zum Glück in ein anderes Krankenhaus verlegt, und dort fanden sie heraus, dass sie einen bösartigen Tumor im Kopf hatte und ihr keiner mehr helfen konnte.

Niemals hätte ich so etwas gedacht. Meine Oma war ein sehr fitter und motivierter Mensch. Wenn es hoch kam, war sie vielleicht zwei Mal im Jahr krank. Ich konnte das einfach nicht glauben.

Nicht viel später feierten wir ihren 76. Geburtstag. Es waren nicht viele Gäste da, weil wir Oma nicht überfordern wollten, aber ich war da ... Was mir am meisten wehtat, war zu sehen, dass sie vergessen hatte, ihre Haare zu machen. Doch sie sah glücklich aus, und das machte auch mich glücklich.

„Franzi, bring den Nachbarn mal ein Stück Kuchen“, bat sie mich. Das hatte sie sonst immer selbst gemacht.

„Klar, Omi, mach ich.“

Ich brachte jedem im Haus ein Stück Kuchen.

Nach einer halben Stunde hieß es wieder: „Bring den Nachbarn mal Kuchen, Franzi.“

„Das ist eine gute Idee, Oma, das mach ich“, antwortete ich. Ich wollte ihr nicht sagen, dass ich es schon getan hatte, und deswegen brachte ich einfach allen im Haus noch mal ein Stück Kuchen. Sie wussten ja, was los war, deshalb war es nicht schlimm.

Oma kam schon bald in ein Hospiz, wo ich sie nicht mehr besuchte. Das ging einfach nicht. Ich wollte sie gut in Erinnerung behalten. Ich wollte nicht sehen, wie sie starb. Na ja, und in der Zeit fing ich dann an, immer häufiger die Schule zu

schwänzen und wenig Motivation zu haben. Ich hatte davor auch schon des Öfteren geschwänzt, aber nicht so häufig wie in dieser Zeit. Ich geriet in falsche Kreise und konzentrierte mich nicht mehr auf mich selbst. Bis meine Oma dann starb. Ich hatte noch nie zuvor solche Schmerzen gespürt. Es war so ein verdammt trauriger Tag. Wer wird die Familie denn jetzt zusammenhalten?, dachte ich mir.

Am Tag der Beerdigung stand ich am Grab meiner Oma und dachte nach, als ein fremder Mann mich an der Schulter packte und sagte: „Ich glaube, es fühlt sich so schlimm an, weil es so unerwartet kam. Sie war ihr Leben lang so gesund.“

„Wer sind Sie?“, fragte ich erschrocken, und er antwortete lächelnd und mit Tränen in den Augen: „Ihr Bruder. Und du?“

Ich fing an zu weinen und verstand nicht, wo er herkam. Oma hatte nie etwas von einem Bruder erzählt.

„Ihr Enkelkind“, sagte ich.

„Oh, nicht weinen, Kleine“, sagte der Mann und wollte mich umarmen.

Ich ging weg, denn ich kannte diesen Mann ja gar nicht.

Ich fragte eine Woche später meinen Vater, wer dieser Mann gewesen war, doch er wich aus. Mein Vater spricht nicht gerne über so was. Ob der Mann wirklich der Bruder meiner Oma war? Vielleicht haben sie sich zerstritten. Wahrscheinlich werde ich es nie erfahren. Oma kann ich ja nicht mehr fragen.

Ich war nie wirklich mit meinen Eltern klargekommen. Mit Omas Tod wurde es noch schlimmer, denn mein Vater bekam starke Depressionen. Ab da ging alles schief, was nur schiefgehen konnte. Ich war so wenig zu Hause, wie es nur ging. Ich fehlte dauernd in der Schule und machte Sachen, die ein

Mädchen in dem Alter nicht machen sollte. Zum Beispiel rauchte und trank ich.

Ich erzählte bei einer Auseinandersetzung meiner Mama, wie schlecht es mir gehe, und sagte, dass sie schuld sei, wenn ich bald nicht mehr da wäre, und rannte weg.

Als ich spät abends nach Hause kam, stand meine Mutter da und sagte: „Wir holen Hilfe. Es reicht langsam.“

Ich sollte eine Therapie machen. Die Therapeutin sagte, wenn ich da nicht erschiene, würde sie einen Antrag für die Kinder- und Jugendpsychiatrie stellen, weil es ja dann alles keinen Sinn mache. Sie war der Meinung, dass ich, wenn ich schon nicht zur Schule ging, auch niemals zur Therapiesitzung kommen würde. Und dann könne man mir nur helfen, wenn ich stationär behandelt würde.

Ich nahm nicht ernst, was sie sagte. Ich hatte einen Termin bei der Therapeutin, den ich nicht wahrnahm. Schon allein deshalb, weil sie ja ohnehin erwartete, dass ich nicht käme. Also kam es tatsächlich dazu, dass sie diesen Antrag stellte.

In der Woche, die ich noch hatte, bis ich in die Psychiatrie sollte, machte ich mich darüber lustig, weil ich mich selbst nicht ernst nahm. Meine damalige beste Freundin Finja war kein Mensch, mit dem ich über so was reden konnte.

Nach einer Woche ging es los. Meine Eltern fuhren mich. Mein Bruder kam auch mit.

Ich bekam ein Einzelzimmer, was ich ziemlich doof fand, denn so konnte ich nicht so schnell neue Kontakte finden.

„Wir machen, bevor du in die Gruppe kannst, noch ein paar Untersuchungen“, sagte einer der Betreuer zu mir. Meine Eltern und mein Bruder waren schon weg. Und dann stellte sich heraus, dass ich Läuse hatte und noch mal für eine Nacht nach

Hause musste. Wie peinlich mir das war. Ich fing an zu weinen. Und alle sahen mich weinen. Mein Papa holte mich ab.

Am nächsten Tag fuhr mein Vater mich wieder hin. Meine Mutter war diesmal nicht dabei. Sie musste arbeiten.

„Papa, ich will das nicht.“ Ich weinte so sehr.

Es war für mich und meinen Vater sehr schwer.

„Mama, bitte, ich will nicht hier bleiben, ich ändere mich, versprochen“, sagte ich am Abend zu meiner Mutter, mit der ich telefonierte. Ich bettelte und bat sie darum, nach Hause kommen zu dürfen, doch sie blieb stark und sagte, ich solle einfach erst mal bleiben, und wenn es zu schlimm würde, dann dürfe ich wieder gehen.

Doch ich blieb. Ich gewöhnte mich dank der Leute dort super schnell ein. Ich fand viel besser zu mir selbst. Dort waren sehr tolle Menschen, mit denen ich mich sehr gut verstand, und die Gruppe, in der ich war, hatte auch Tiere – Pferde und Kaninchen –, zu denen man gehen durfte, wenn es einem sehr schlecht ging. Wir hatten einmal die Woche Reittherapie und viel Sport, was mir immer sehr für den Tag half, weil man machen durfte, was man wollte. Da ich in den Ferien da war, waren wir auch viel unterwegs. Zum Beispiel im Moviepark und im Zoo. Es war eine echt prägende Zeit für mich. Ich konnte mit dem Tod meiner Oma nun auch viel besser umgehen.

Ich war sieben Wochen in der Klinik. Draußen ging in der Zeit alles wie gewohnt weiter. Ohne mich. Lena, eine sehr gute

Freundin, war oft für mich da. Sie hörte mir, wenn ich Handyzeit hatte, die gesamte halbe Stunde zu.

Finja dagegen distanzierte sich in der Zeit sehr. Ich hatte Angst, sie als beste Freundin zu verlieren, und machte in der Klinik ein Fotoalbum von uns fertig für sie. Als ich wieder draußen war, kaufte ich uns das gleiche T-Shirt und sagte ihr, sie solle in die Eisdiele kommen. Ich gab ihr ein Eis aus, überreichte ihr meine Geschenke und entschuldigte mich bei ihr. Das war für mich damals nachvollziehbar, denn ich fühlte mich schuldig ihr gegenüber.

Sie nahm alles dankend an, aber entschuldigte sich nicht bei mir. Sie sah also die Schuld am Kontaktabbruch nur bei mir.

„Wieso machst du Finja solche Geschenke? Sie war doch gar nicht für dich da“, sagte Lena zu mir, als wir einmal durch die Stadt liefen und ich wieder auf der Suche nach einem Geschenk für Finja war.

Das machte mich nachdenklich. Ich verstand plötzlich, dass Finja sich genauso gut bei mir hätte entschuldigen müssen, weil sie mich im Stich gelassen hatte, als ich sie gebraucht hätte. Ab da fing ich an, mich langsam von Finja zu distanzieren.

Ich wollte nach der Klinik alles besser machen und alles, was ich geradebiegen konnte, geradebiegen. Aber es klappte nicht ganz so, wie ich wollte. Ich fing an, wieder zu schwänzen. Ich schwänzte sogar mehr als vor der Klinik, weil ich in ein Keine-Motivation-Loch fiel. Und dadurch wurde auch die Beziehung zu meinen Eltern noch viel schlechter. Wir stritten uns nur noch.

Es hieß immer: „Die Klinik war umsonst.“ Oder: „Wir sind dir eh egal.“ Und das stimmte. Ich beklaute meine Eltern und log sie an. Es fiel mir so schwer, aus dieser Situation wieder rauszukommen.

Irgendwann kam ich gerade von der „Schule“, in der ich in Wahrheit wieder nicht gewesen war, und wollte nur kurz Geld holen, als meine Mama sagte: „Du bleibst heute zu Hause.“

„Gar nix mache ich. Auf keinen Fall bleibe ich zu Hause. Wovon träumst du nachts?“, antwortete ich in einem arroganten Ton.

„Und ob du bleibst.“

Ich schüttelte den Kopf, lachte und ging einfach.

„Komm sofort wieder“, schrie meine Mutter mir hinterher.

Ich ging zum Bus und blieb über Nacht bei Finja. Wir blieben wie so oft lange nachts draußen und betranken uns. Finjas Mutter war das relativ egal. Klar machte sie sich Sorgen, aber es war okay für sie.

Mir war in den Momenten alles immer so egal, ich hab an nichts gedacht und hatte einfach meinen Spaß. Wenn ich nach Hause kam, sprach ich kein einziges Wort mit meinen Eltern, sondern schlief, wachte dann so um 17:00 Uhr auf, machte mich fertig und ging wieder zu Finja. Wenn wir schwänzten, waren wir auch immer bei ihr und bestellten uns Essen.

Nach dem Schwänzten war ich jedes Mal enttäuscht von mir selbst. Aber am nächsten Tag tat ich es trotzdem erneut, und so ging es immer und immer weiter, bis ich mich richtig mit Finja stritt. Und da ich bis auf sie schon alle verloren hatte, ging ich zu einer alten Freundin. Sie hieß Celina, und mit ihr machte ich noch mehr Scheiße als mit Finja. Aber ich würde

mich niemals beschweren oder ihr die Schuld für mein Verhalten geben. Ich habe mich selbst für diesen Weg entschieden und gute, aber auch schlechte Erfahrungen mit Menschen gesammelt.

Aus einmal treffen mit Celina wurde immer wieder und jeden Tag zusammen chillen. Wir sind vielleicht zwei Stunden in der Woche zur Schule gegangen. Wir tranken mitten in der Woche und schossen uns weg.

„Was machen wir heute?“

„Lass mal saufen, Mann.“

„Gute Idee, hahaha.“

Ich lachte, und wir tranken bis spät abends.

In dieser Zeit war der Kontakt zu meinen Eltern eher mäßig. Manchmal verstanden wir uns und manchmal hassten wir uns. Aber eigentlich war es nicht besser als vorher.

„Wir haben morgen einen Termin beim Arzt“, sagte meine Mutter, als sie mich mal kurz wieder zu Hause antraf.

Ich antwortete nur genervt: „Alles klar.“

Ich blieb die Nacht bei Celina und verschlief den Arzttermin. Ich hatte keine Lust am nächsten Morgen noch zur Schule zu gehen, weswegen Celina und ich bei ihr blieben. Wir sagten ihrer Mama, dass Stunden ausfielen, und konnten dann den ganzen Tag chillen. Wir rauchten Zigaretten, und ich ging ab und zu mit dem Hund raus. Wir machten uns aus den letzten Resten im Kühlschrank was zu essen.

Es vergingen Tage, und ich war morgens wie immer bei Celina.

„Bruder, lass mal heute für ein paar Stunden wieder zur Schule gehen“, sagte Celina und stand auf, um sich zu schminken.

„Ja, lass machen.“

Wir sind tatsächlich hin, und in meiner Klasse war es einfach nur nervig, wieder mal diesen Satz zu hören: „Ach, Franz, auch mal da.“

Es nervte, obwohl ich mit den Leuten in meiner Klasse eigentlich echt gut klarkam.

Celina und ich blieben vier Stunden und gingen dann wieder. Zum Abschied hörten wir: „Bis in drei Wochen.“

Na ja, und so war das immer und immer wieder. Wenn es hochkommt, war ich in der Woche sechs Stunden in der Schule. Und das verteilt auf fünf Tage. Ich hatte Besseres zu tun und fand es chilliger, einfach mit Celina bei ihr rumzugammeln. Es war nicht produktiv, aber es war witzig, und ich sah keinen Sinn darin, in die Schule zu gehen.

Es vergingen Wochen, und meine Mama meldete sich wieder beim Jugendamt. Denn ich war sitzengeblieben und nach den Sommerferien gerade mal fünf Tage in der Schule gewesen, obwohl ich meinen Eltern versprochen hatte, wieder regelmäßig hinzugehen.

Das Jugendamt schlug uns das Programm Unicus vor. „Dort lernst du, wieder zur Schule zu gehen und dich an die Zeiten zu gewöhnen“, sagte die Frau vom Jugendamt zu mir.

Ich konnte mir nichts darunter vorstellen und war auch gar nicht begeistert davon und antwortete mit einem trockenen „Nein.“

Ein paar Wochen später sprach ich noch mal mit meiner Mama über Unicus. Wir haben uns angehört, was Unicus wirklich ist, und mich angemeldet, weil es unsere letzte Chance war. Beziehungsweise meine letzte Chance.

Ich ging hin, und alles wurde anders. Ich kam in einen anderen Freundeskreis, was nicht bedeutet, dass ich Celina nicht immer noch echt lieb habe. Aber es ist schwer, zwei Gruppen, die unterschiedlich sind, zu behalten, weswegen ich mittlerweile nur noch ein bisschen mit ihr schreibe. Die Beziehung zu meinen Eltern wurde viel besser, wofür ich echt dankbar bin. Mit meinem Bruder verstehe ich mich mittlerweile auch echt gut. Ich habe ihn früher nicht oft gesehen, weil wir beide immer weg waren, und wenn wir uns dann doch gesehen haben, waren wir genervt voneinander, wie das eben so unter Geschwistern ist.

Ich bin nun schon seit fast einem Jahr hier und werde nach dem Sommer auf ein Berufskolleg gehen und meinen Abschluss nachholen. Ich hätte niemals gedacht, dass ich das mal sage, aber ich freue mich auf die Schule und darauf, meine Ausbildung anzufangen.

Ich möchte noch ein paar Sachen sagen: Ich bin verdammt dankbar für die Hilfe der Betreuer von Unicus. Für diese verständnisvolle Art und Weise, hier mit Problemen umzugehen. Leute sollten so was echt schätzen. Hier herrscht eine sehr humorvolle Stimmung, und man kann über jeden Scheiß mit den Leuten reden. Ich habe es natürlich auch meinen Freunden zu verdanken und meiner Familie, dass ich jetzt an diesem Punkt bin. Ich habe viel Scheiße gebaut, aber sie haben trotzdem hinter mir gestanden.

Gebt niemals auf, was ihr euch erträumt. Irgendwo gibt es

immer Leute, die sehr an euch glauben, und natürlich sollte man selbst auch an sich glauben. Und niemals aufgeben, egal wie schwer es gerade auch ist.

Ich habe viel erlebt. Ob ich bereue, was passiert ist? Natürlich könnte ich jetzt schon meinen Abschluss haben und natürlich auch Ferien. Aber ich kann es nicht rückgängig machen. Deswegen werde ich niemals bereuen und sagen „Wie so hab ich das getan?“, sondern es einfach in Zukunft anders machen und positiv auf alles gucken. Das Leben ist zu kurz, um über alles zehnmal nachzudenken. Einfach machen!

Franzi Waligora, 16, Bochum

Suche nach dem Glück

Es fing alles damit an, dass Joel gemeinsam mit seinem Freund David einen Bankraub plante, weil Joels Firma pleite gegangen war und David seinen Job verloren hatte und sie beide sehr große Geldprobleme hatten.

Sie beschlossen also, die deutsche Bundesbank auszurauben. Aber zuvor mussten sie den Überfall gut planen. Sie planten mehrere Monate. Sie wollten viel Geld und trafen sich regelmäßig bei Joel. Eine Woche vor dem Überfall gingen sie noch einmal alles durch und besorgten sich zwei Kleinkalibergewehre, um Eindruck zu machen in der Bank, aber keinen verletzen zu müssen. Keinen zu verletzen hatte eine sehr hohe Priorität.

An einem Sonntag trafen sie sich zum letzten Mal. David blieb über Nacht bei Joel, denn Montag sollte es losgehen. Die

Nacht war ziemlich schlimm. Sie schiefen beide kaum, weil sie Angst hatten, dass etwas schiefgeht.

David sagte zu Joel: „Es geht nix schief. Wir haben alles so gut geplant.“

Joel stimmte zu.

Um zehn Uhr morgens fuhren sie los und standen dann in einer Seitenstraße vor der Bank.

Joel sagte: „Sturmhaube auf und rein.“

David setzte die Haube auf und holte aus seiner Sporttasche die Kleinkalibergewehre.

Joel und David stürmten in die Bank. Sie schrien: „Hände hoch! Und auf den Boden!“

Sie ließen eine junge Frau mit Kinderwagen rausgehen, weil das Kind weinte. Und sie ließen eine alte Frau gehen, mit der sie Mitleid hatten.

David und Joel wollten alles an Geld, was da war. Die Mitarbeiter hinterm Schalter lösten den stillen Alarm aus. Das SEK und die Polizei machten sich sofort auf den Weg.

Joel bemerkte die Sirenen und meinte zu David: „Scheiße, die Polizei kommt!“

Sie gingen schnell das Geld aus dem Tresorraum holen und liefen durch den Hinterausgang hinaus. Mit 1,2 Millionen Euro. Sie stiegen ins Auto, und die Polizei bemerkte sie nicht. Joel und David fuhren zu einem Parkhaus. Im Radio bekamen sie mit, dass man sie suchte. Sie waren sehr aufgeregt und zitterten am ganzen Körper. Aber gleichzeitig waren sie auch glücklich, dass sie jetzt so viel Geld hatten. Sie versteckten es in einem Bunker. Sie wollten es teilen, sodass jeder von ihnen sechshunderttausend Euro bekäme. Und sie wollten nach

Thailand auswandern und sich da ein Haus kaufen und ein neues Leben aufbauen. Sie waren schon mal in Thailand gewesen und fanden es da so schön.

Aber es sollte anders kommen.

Nach drei Tagen wurden sie beide vom SEK festgenommen, als sie bei einem Freund waren, der nichts von dem Raub wusste.

Joel sagte zu David: „Jetzt ist es vorbei.“

Sie waren beide sehr, sehr aufgeregt. Sie wurden zum Gefängnis gefahren. Zunächst kamen sie in Untersuchungshaft. Die erste Nacht im Knast war schrecklich. Sie schliefen gar nicht. Die Betten waren steinhart und unbequem.

Am Morgen bekamen sie Essen. Eine Scheibe Brot und ein Glas Wasser für jeden. Sie waren nicht gerade begeistert über das Essen.

Wenige Tage später wurden sie dem Haftrichter vorgeführt. Sie bekamen beide jeweils sechs Jahre Haft. Aber sie wollten nicht im Gefängnis bleiben, also überlegten sie, wie sie ausbrechen könnten. Sie hatten der Polizei nicht gesagt, wo das Geld versteckt war, und hielten an ihrem Traum fest, ein neues Leben aufzubauen. Also schmiedeten sie einen Plan. Sie wollten über die Sporthalle ausbrechen. Mit einem Seil durch ein Fenster raus. Sie wollten ein Auto klauen, um dann das Geld holen zu fahren, und mit gefälschten Dokumenten nach Thailand.

Sie klauten einen Schlüssel für ihre Zelle und für die Sporthalle, als die Wärter nicht richtig aufpassten. Am nächsten Tag wollten sie ausbrechen. Mitten in der Nacht standen sie

auf, sodass es niemand mitbekam, weil alle noch schliefen. Sie schlossen ganz leise die Tür auf und gingen mit einem Seil, das sie aus Bettlaken gemacht hatten, zum Sportraum und schlossen ihn auf. Zum Glück war das Fenster offen. Sie konnten schnell das gebundene Seil am Fenster befestigen und raus. Sie mussten noch über Stacheldraht. Und dann waren sie schon draußen. Sie freuten sich. Jetzt waren sie statt nach sechs Jahren schon nach zwei Tagen raus. Schnell klauten sie sich ein Auto, fuhren zum Versteck und holten das Geld.

Sie gingen zum Friseur, um sich die Haare färben und schneiden zu lassen, damit sie nicht erkannt würden. Dann fälschten sie sich selber Dokumente und buchten für den nächsten Tag einen Flug nach Thailand. Aufgeregt gingen sie schlafen.

Am nächsten Tag standen sie früh auf und fuhren zum Flughafen. Ihr Flieger startete um 12.00 Uhr. Sie waren sehr angespannt, aber auch glücklich, ein neues Leben anzufangen. Sie nahmen nur jeder einen Rucksack mit. Sie hatten total Angst, dass sie kontrolliert würden, aber wurden sie nicht. Auch das Ultraschallgerät erkannte das Geld nicht, weil sie es mit einem besonderen Papier umwickelt hatten. Sie hatten Glück und konnten in den Flieger. Um 12.10 Uhr flogen sie los und um 20.00 Uhr kamen sie in Thailand an. Um 21.00 Uhr erreichten sie das Hotel. Sie waren sehr müde und gingen gleich schlafen.

Am nächsten Morgen standen sie super ausgeschlafen auf. Sie erkundeten Bangkok und gingen auf den Markt. Sie kauften sich auf dem Markt etwas zu essen. Abends gingen sie

dann noch in eine Bar und tranken Cocktails. Dann gingen sie ins Hotel zurück und legten sich hin und waren einfach nur glücklich, sorgenlos zu sein.

F.N., 13, Bochum

Ins Leben zurück

Ich bin auf dem Weg zur Arbeit. Ich arbeite in der Waldorfschule in Hamburg und unterrichte dort die erste Klasse. Ich bin schon wieder spät dran, weil ich meinen Neffen noch in den Kindergarten bringen musste. Er lebt bei mir, seit meine geliebte Schwester Jule bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist.

Das ist jetzt schon ein Jahr her. Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen. Die Polizei kam zu der Schule, in der ich arbeite. Sie haben mir so schonend wie möglich erklärt, dass Jule tödlich verunglückt ist. In dem Moment ist für mich die Welt zusammengebrochen. Ich habe losgeheult und war am Boden zerstört. Aber ich musste mich zusammenreißen, weil ich wusste, dass mein Neffe Nils außer mir keinen hatte. Meine Schwester war alleinerziehend. Nils' Vater ist abgehauen, als er erfahren hat, dass meine Schwester schwanger ist. Sie hat Nils mit 18 bekommen. Ich habe sie unterstützt, wo ich nur konnte. Sie wohnte im selben Haus wie ich, eine Etage unter mir. Unsere Eltern wohnen in Schweden und konnten sie deswegen nicht unterstützen. Das war auch der Grund, warum das Jugendamt nach Jules Tod entschieden hat, dass Nils zu mir kommt. Ich war übergläücklich, dass die Jugendamtmitarbeiterin so entschied. Denn ich hatte Sorge gehabt,

dass sie vielleicht denken könnte, ich wäre zu jung. Ich bin ja erst 23 Jahre alt. Sie hat gesagt, wer so liebevoll mit Kindern umgeht wie ich und außerdem als Lehrerin arbeitet, der kann nur die richtige Adoptivmutter sein.

Meine Schwester ist noch am Unfallort gestorben, weil der Autofahrer Fahrerflucht begangen hat. Meine Schwester wurde viel zu spät gefunden. Wenn der Fahrer sofort Hilfe geholt hätte, wäre Jule noch am Leben. Bis heute hat man den Täter nicht gefunden. Die Polizei sucht mit Hochdruck nach ihm. Es wurde sogar eine Sonderkommission eingerichtet, weil der Täter noch zehn andere Menschen in der letzten Zeit betrunken und viel zu schnell angefahren hat. Von den anderen haben zwei überlebt. Die sitzen aber traurigerweise im Rollstuhl. Einer ist komplett gelähmt, die andere nur an den Beinen.

Meine Schwester war der wunderbarste Mensch der Welt. Sie war so hilfsbereit. Sie hat das Abitur so sensationell geschafft, dass sie ihren Traumjob hätte lernen können. Sie wollte Ärztin werden. Da wird jetzt nichts draus. Wenn ich nur daran denke, könnte ich gleich wieder losweinen, und daran, dass sie ihren geliebten Sohn nicht aufwachsen sieht.

Ich bin so in Gedanken versunken, dass ich zu spät die rote Ampel bemerke. Ich schrecke hoch und muss mit Entsetzen feststellen, dass ein kleines Mädchen über die Straße geht. Ich habe keine Zeit mehr zu bremsen. Das würde zu lange dauern. Ich reiße das Lenkrad nach rechts und krache mit voller Wucht gegen einen Baum. Dann ist da nur noch die Totenstille.

Ich habe unfassbare Schmerzen. Ich mache die Augen auf und sehe nur eine weiße Wand. Erst noch sehr unscharf.

Dann kann ich sie deutlicher sehen. Ich muss mich orientieren. Das Zimmer sieht wie ein Krankenhauszimmer aus. Und dann spüre ich wieder die unfassbaren Schmerzen und merke, dass ich meine Beine nicht bewegen und fühlen kann. Ich höre die Stimmen meiner Eltern, die sich mit jemandem unterhalten.

Er sagt gerade: „Sie muss einen Schutzengel gehabt haben. Bei einem so heftigen Unfall wie der, den Ihre Tochter hatte, ist es ein Wunder, dass sie noch am Leben ist. So, jetzt gehen wir zu Ihrer Tochter.“

Ich sehe meine Eltern. Sie drücken mich sehr lange. Ich erkenne, dass sie überglücklich sind, dass ich noch am Leben bin.

Ich erinnere mich nicht an den Unfall. Ich weiß nicht mehr, was passiert ist.

„Wo ist Nils?“, frage ich panisch. „Wie geht es ihm?“

Ich hoffe, ihm ist nichts passiert.

Meine Eltern erzählen von dem Unfall. „Du bist von der Straße abgekommen und mit voller Wucht gegen einen Baum gekracht“, sagt mein Vater.

Aber mir ist so egal, was passiert ist. Ich sage zu meinen Eltern: „Jetzt hört auf, so unwichtige Sachen zu erzählen! Sagt mir einfach nur, wie es Nils geht! Ob er mit im Auto saß oder nicht!“

Meine Mutter sagt: „Nils geht es gut. Er war schon im Kindergarten, als der Unfall passiert ist.“

Mir fällt ein Felsbrocken vom Herzen. „Und wo ist er gerade?“, frage ich.

„Bei Katrin“, sagt meine Mutter.

Ich bin froh, dass er bei Katrin ist, denn ich weiß, dass er bei ihr sehr gut aufgehoben ist. Katrin liebt Kinder. Sie arbeitet als

Erzieherin in dem Kindergarten, in den auch Nils geht. Und sie ist meine beste Freundin.

Der Arzt erzählt, wie es um meine Gesundheit steht. „Sie haben zahlreiche Rippenbrüche und ein Schädel-Hirn-Trauma, das langsam besser wird. Sie sind nach dem Unfall ins Koma gefallen.“

„Wie lange?“, frage ich.

Er sagt: „Einen Monat.“

„Einen Monat?“, antworte ich. „Wie bitte? So lange?“

„Ja, wir haben nicht mehr geglaubt, dass Sie jemals wieder aufwachen.“

Da sage ich nur: „Ich bin aber wieder aufgewacht.“ Dann frage ich den Arzt: „Warum kann ich meine Beine nicht spüren?“

„Sie sind querschnittsgelähmt.“

Ich muss schlucken. Ich frage: „Werde ich jemals wieder laufen können?“

Der Arzt sagt: „Es tut mir schrecklich leid, sagen zu müssen, dass Sie nie wieder laufen können werden.“

Einen Moment muss ich mich sammeln, ich habe so viele Gedanken im Kopf. Was ist dann mit Nils! Darf ich ihn in meiner Lage behalten? Muss Nils ins Heim? Meine Gefühle fahren Achterbahn. Dann denke ich: Für alles gibt es irgendwie immer eine Lösung.

Ich sage: „Wenn sonst nichts ist, dann ist alles gut.“

„Wie, wenn sonst nichts ist, dann ist alles gut?“, fragt der Arzt.

„Ja, ich meine, ich bin nicht tot“, antworte ich. „Das ist doch die Hauptsache. Und ich habe ja einen Rollstuhl. Da bin ich doch relativ selbstständig mit und kann vieles machen. Und ich werde eine Physiotherapie machen. Sie haben nicht ge-

glaubt, dass ich jemals wieder aufwachen werde, aber ich bin wieder aufgewacht. Also warum sollte ich nicht auch eines Tages wieder laufen können? Ich kämpfe mich wieder ins Leben zurück, wie es war.“

Ich mache fleißig meine Physiotherapie. Nils bleibt solange bei Katrin. Es geht ihm bestens. Die beiden besuchen mich zweimal die Woche. Sonntags und mittwochs. Ich freue mich so, dass sie mich regelmäßig besuchen. Meine Eltern sind wieder in Schweden. In der Zeit im Krankenhaus und in der Reha geht es mir teilweise nicht gut. Ich habe Zweifel, ob die Reha überhaupt etwas bringt. Ob ich je wieder laufen können werde. Wenn ich allein in meinem Zimmer bin, heule ich manchmal los wie ein Schloshund. Aber es fühlt sich auch befreiend an. Ich habe nur solche Angst, dass das Jugendamt irgendwann sagen wird, dass Nils in einer Pflegefamilie besser aufgehoben ist als bei Katrin oder mir.

Dann ist es endlich so weit. Ich bin überglücklich, aus der Reha entlassen zu werden und meine Liebsten zu sehen. Ich sitze immer noch im Rollstuhl, aber meine Mobilität ist deutlich besser geworden. Ich komme wirklich sehr gut mit dem Rollstuhl klar. Aber ich habe gemerkt, dass es nicht überall rollstuhlgerecht ist. Wenn es keine Rampe gibt, komme ich an Treppen nicht weiter. Zum Beispiel, wenn ich Nils in den Kindergarten bringen möchte, scheitere ich. Man kommt nur über eine Treppe in den Kindergarten. Das frustriert mich.

Mit der Zeit lerne ich, damit umzugehen. Aber manchmal frustriert es mich immer noch. Nils wohnt Gott sei Dank wieder bei mir.

Wir sind umgezogen. Wir leben jetzt in Schweden bei meinen Eltern. In einer großen Einliegerwohnung, fast schon ein kleines Haus. Behindertengerecht. Meine Eltern haben die Wohnung extra für Nils und mich umbauen lassen. Ich war sehr überrascht.

Meine Mutter sagte dazu: „Wir haben nur dich, mein Kind. Und Nils. Für euch würden wir alles machen.“

Trotzdem war es für Nils und mich erst mal sehr schwer, Deutschland zu verlassen.

Wir leben jetzt schon ein paar Jahre hier. Wir haben uns sehr gut eingelebt. Schweden ist für uns eine zweite Heimat und unser Zuhause geworden. Schweden ist so ein schönes Land. Die Natur, die freundlichen Menschen. Sie sind so hilfsbereit. Man muss das Haus und das Auto nicht abschließen, weil hier nichts geklaut wird. Am Anfang haben meine Eltern andauernd zu mir gesagt, dass man das Auto und das Haus und überhaupt alles, was man abschließen kann, nicht abzuschließen braucht. Sie hatten vollkommen recht. Es hat trotzdem gedauert, bis ich die alten Gewohnheiten abgelegt hatte. Aber jetzt schließe ich auch nicht mehr ab. Es ist eine Erleichterung, nicht mehr daran denken zu müssen, die Fenster zuzumachen und dauernd alles abzuschließen. Und zu wissen, dass niemand einbricht und dass auch andere schlimme Dinge, zum Beispiel Raub, nicht passieren.

Wir mussten uns daran gewöhnen, dass es im Sommer die ganze Zeit hell ist und im Winter die ganze Zeit dunkel. Aber wir haben uns daran gewöhnt.

Wie schnell die Zeit vergeht. Nils wird schon sieben Jahre alt. Er geht zur Schule. Natürlich auf eine Waldorfschule. Nils

geht gerne dorthin. Er hat viele Freunde und kann fließend Schwedisch, weil meine Eltern mit ihm von klein auf nur Schwedisch gesprochen haben. Auch wenn wir sie, als wir noch in Deutschland wohnten, nicht so oft gesehen haben. Wir haben häufig angerufen, und wenn Schulferien waren, sind wir immer nach Schweden gefahren. Ich bin meinen Eltern sehr dankbar, dass Nils so gut Schwedisch spricht.

Ich gehe viermal in der Woche zur Physiotherapie. Ich habe Fortschritte gemacht. Ich kann frei stehen und sogar ein paar Schritte alleine gehen. Als ich das allererste Mal ohne Hilfe ein paar Schritte gegangen bin, war ich so überwältigt, dass ich losgeweint habe vor Freude. In dem Moment ist mir so eine Last von den Schultern gefallen. Ich hatte schon den Glauben daran verloren, jemals wieder laufen zu können. Die Physiotherapeutin ist von meinen Fortschritten sehr begeistert, und wenn ich so weitermache, dann kann ich bald wieder laufen wie früher.

Eines Tages, als ich Nils von der Schule abhole, spricht mich Nils' Lehrerin Frau Peterson an: „Nils hat mir erzählt, dass du vor deinem schrecklichen Unfall in Deutschland als Waldorfschul-Lehrerin Deutsch, Englisch und Handarbeit unterrichtet hast. Ist das richtig?“

„Ja, das stimmt. Warum fragst du?“

„Weil wir in Deutsch und Englisch Lehrermangel haben. Ich habe mit dem Schulleiter gesprochen. Du könntest nach den Sommerferien gleich anfangen, wenn du möchtest. Und wenn du nach den Ferien nicht hundertprozentig wieder laufen kannst, wäre das auch kein Problem.“

Ich bin überglücklich, wieder als Lehrerin arbeiten zu kön-

nen. Ich falle Frau Peterson um den Hals und sage: „Natürlich nehme ich das Jobangebot an!“

„Das freut mich sehr. Du kannst nächste Woche Dienstag den Vertrag unterschreiben.“

„Mit Vergnügen!“

Ich komme mit Nils nach Hause und kann es kaum erwarten, meinen Eltern von dem tollen Jobangebot zu erzählen. Aber zuerst mache ich den Briefkasten auf, und da ist ein Brief von der deutschen Polizei. Sonst ist nur Werbung darin! Ich frage mich, warum mir die Polizei schreibt. Im Brief steht, dass sie den Mörder meiner geliebten Schwester gefasst haben und dass der Prozess schon war. Der Mann hat lebenslänglich bekommen. Ich bin so erleichtert, dass mir ein Felsbrocken vom Herzen fällt. Weil der Mörder nicht mehr frei herumläuft. Und weil er seine gerechte Strafe bekommen hat.

Schnell laufe ich zu meinen Eltern. Als ich ihnen erzähle, dass der Mörder von Jule gefasst wurde und lebenslänglich bekommen hat, fängt meine Mutter an zu weinen. Ich kann sehen, dass sie so erleichtert ist wie ich, dass der Mörder seine gerechte Strafe bekommt. Und als ich ihnen noch erzähle, dass ich ein so tolles Jobangebot bekommen habe und nach den Sommerferien auch dann anfangen kann, wenn ich nicht hundertprozentig wieder laufen kann, sagt mein Vater: „Natürlich wirst du nach den Ferien wieder wie früher laufen können. Mit deinem Ehrgeiz. Du hast schon solche Fortschritte gemacht. Und guck mal, die Ärzte haben doch gar nicht daran geglaubt, dass du jemals auch nur ein paar Schritte laufen wirst. Aber du kannst schon ein paar Schritte laufen, und sogar alleine. Und jetzt können wir so richtig feiern. Wir stoßen mit Champagner an.“

„Worauf?“, frage ich.

„Darauf, dass Jules Mörder für immer im Knast sitzt und dass du nach den Ferien wieder als Lehrerin arbeitest“, sagt meine Mutter und nimmt mich in den Arm.

„Haben wir denn Champagner?“, frage ich.

„Natürlich haben wir Champagner“, sagt mein Vater.

„Aber nicht für Nils“, sage ich.

„Natürlich nicht“, antwortet meine Mutter lachend. „Nils bekommt O-Saft.“

Wir feiern ausgiebig, und es kommen noch gute Nachbarn dazu. Wir grillen, und der Abend ist sehr schön.

In Schweden sind jetzt Sommerferien. Wir sitzen im Flieger nach Deutschland, Nils und ich. Nils ist vor Müdigkeit eingeschlafen. Er sieht sehr süß im Schlaf aus. Bevor er eingeschlafen ist, hat er sich sehr gefreut, weil es sein Lieblingsessen gab. Köttbullar.

Vor drei Monaten kam der unfassbare Tag, an den ich gar nicht mehr geglaubt hatte. Ich hatte wie jeden Donnerstag Physiotherapie. Mein Vater war an diesem Tag mitgekommen. Ich habe meine Übungen gemacht, und auf einmal kam ein vertrautes und schönes Gefühl zurück, das ich lange nicht mehr gespürt hatte. Ich konnte wieder zu hundert Prozent meine Beine spüren. Ich hätte in dem Moment die ganze Welt umarmen können. Und dann kamen die ganzen Gefühle der letzten Jahre hoch. Ich fing wie ein Schloshund bitterlich an zu weinen. Es war sehr erleichternd, einfach alles rauszulassen.

Mein Vater war ein kleines bisschen besorgt um mich und nahm mich in den Arm. Das tat mir sehr gut.

Laura, die Physiotherapeutin, fragte mich besorgt: „Sofie, was ist mit dir los?“

Stotternd sagte ich: „Ich kann wieder hundertprozentig meine Beine spüren.“ Ich sprang hoch. Laura und mein Vater waren sprachlos, und ich sagte: „Ich könnte einen Marathon laufen.“

Beide fingen vor Freude an zu weinen. Mein Vater konnte noch immer nicht sprechen.

Auf einmal höre ich eine Durchsage vom Piloten. Ich schreke aus den Erinnerungen hoch. Weil ich Druck auf den Ohren habe, höre ich die Durchsage, als wenn ich Watte in den Ohren hätte. *Wir setzen zur Landung an, bitte schnallen Sie sich an.* Ich schaue über Nils, der immer noch schläft, hinweg aus dem Fenster und sehe Deutschland von oben. Ich verliere vor Freude ein paar Tränen. Endlich. Als Katrin mir am Telefon erzählt hat, dass ihr ihr Traumjob angeboten wurde, habe ich mich so sehr für sie gefreut, dass ich vor Freude geschrien habe.

Wir holen am Kofferband unsere Koffer. Ich kann es kaum erwarten, Katrin wiederzusehen und sie in den Arm zu nehmen. Nils geht es genauso. Und da sehen wir sie auch schon. Ich lasse die Koffer fallen und renne los. Wir laufen uns in die Arme und umarmen uns sehr herzlich. Weil wir uns so lange nicht mehr gesehen und nur telefoniert, SMS geschrieben und geskyppt haben, vergießen wir nun sehr viele Tränen und liegen uns lange in den Armen.

Irgendwann hören wir Nils' Stimme von hinten: „Ihr habt euch lange genug umarmt! Jetzt bin ich dran! Oder habt ihr mich vergessen?“

„Nein, wir würden dich nie im Leben vergessen! Nils, komm her zu mir“, sagt Katrin, und sie fallen sich auch in die Arme.

Nils sagt: „Ich freu mich so sehr, dich zu sehen.“

„Und ich erst“, sagt Katrin. „Ich habe euch so vermisst.“

„Wir dich auch, Katrin“, sage ich.

„Du bist so groß geworden“, sagt Katrin.

„Ja, ich weiß“, sagt Nils.

Katrin und ich müssen so sehr lachen, dass wir noch ein paar Tränen verlieren.

Katrin sagt: „Ich zeige euch meine neue Heimatstadt Berlin. Ich habe mir für die drei Wochen, die ihr hier seid, viele schöne Sachen überlegt.“

„Was machen wir Schönes?“, fragt Nils neugierig.

„Lass dich überraschen.“

Wir machen zuallererst eine Stadtrundfahrt. Mit Zwischenstopps, sodass wir die Sehenswürdigkeiten von Berlin besichtigen können. Nils bekommt einen Berliner Bären geschenkt. Er freut sich sehr darüber, ein Andenken vom Urlaub mit nach Hause nehmen zu können. Danach gehen wir Currywurst und Pommes essen. Wenn man schon in Berlin ist, muss man natürlich Currywurst essen. Danach gehen wir zu Madame Tussauds. Nils gefällt besonders die Star-Wars-Ausstellung sehr gut. Er ist so müde nach dem Tag, dass er, als wir bei Katrin zu Hause ankommen, sofort im Gästebett einschläft. Katrin und ich machen uns zum Abendbrot einen kleinen gemischten Salat und setzen uns auf den Balkon.

Ich frage: „Wie läuft es mit Bastian?“

„Sehr gut, Sofie. Ich muss dir was sagen.“

„Was denn? Bist du schwanger?“

„Nein! Bastian hat ein so tolles Jobangebot in Schweden bekommen, und ich kann dort die Leitung in einem Integra-

tionskindergarten übernehmen. Und wir ziehen nach Schweden.“

Ich bin so sprachlos. „Ich freu mich so sehr für euch“, bringe ich schließlich hervor. „Und dass wir uns regelmäßig sehen können!“

„Ich erst!“, sagt Katrin. „Aber erzähl. Gibt es vielleicht auch einen neuen Mann in deinem Leben, Sofie?“

„Ja, gibt es.“

„Erzähl mir alles! Wer ist der neue Mann? Wie habt ihr euch kennengelernt? Und wie lange seid ihr schon zusammen?“

„Er heißt Kristian. Wir haben uns auf der Arbeit kennengelernt. Er unterrichtet Mathe, Chemie und Physik. Wir sind seit fast zwei Monaten zusammen.“

„Ich freu mich so für dich, Sofie. Ist er Deutscher oder Schwede?“

„Halb Deutscher und halb Schwede“, sage ich lachend.

Nils und ich sind zurück in Schweden. Die Schule hat wieder angefangen. Katrin und Bastian leben seit einem Monat in Schweden, und wir sehen uns fast jeden Tag. Sie wohnt nämlich in der Nachbarschaft.

Mein Leben ist fast wieder wie vor dem Unfall. Ich bin glücklich wie lange nicht mehr.

Und eins noch: Lasst euch nicht unterkriegen, egal, was passiert. Es gibt für alles eine Lösung. Für alles! Garantiert. Ende gut, alles gut.

L. S., 17, Bochum

Hallucination

Wo bin ich?, fragte ich mich, als ich mich in dem dunklen Raum umsah, in dem ich mich befand. *Es ist kalt ...*

„Wach- au- Wachen Sie auf Soldat!!!“, brüllte ein Soldat, dessen Namen ich nicht kannte. Ich verstand ihn nicht so gut, da meine Ohren klingelten. „Der Stützpunkt wird angegriffen!“, brüllte er.

Ich realisierte, dass das halbe Zelt, in dem ich zuvor mit meinen Kameraden geschlafen hatte, weggepustet war. „Was ist passiert?!“, brüllte ich dem anderen Soldaten zu.

„Wir wurden angegriffen!!“

Ich versuchte mich umzuschauen, doch mir tat alles weh, ich war voller Blut.

„Nicht bewegen“, sagte ein anderer Soldat. „Du wurdest gerade von einer Granate getroffen! Also halt still und versuch, wach zu bleiben, damit du nicht verblutest!!“

Plötzlich fühlte ich einen betäubenden Schmerz und bemerkte, dass ich einen Verband am Arm trug, der mit Blut getränkt war. So schnell der Schmerz gekommen war, verschwand er auch wieder, denn Schwindel überkam mich, und schon bald umarmte mich erneut die Kälte und ich wurde ohnmächtig.

Ich war wieder in einem kalten Raum, doch dieses Mal war es anders. Ich sah ein graues kleines Licht in all dem Schwarz. Es schien jedoch Kilometer weit entfernt. Ich versuchte, in die Richtung des grauen Lichtes zu gehen, doch bevor ich auch nur einen Schritt machen konnte, wurde ich von einer riesigen schwarzen Hand zurück in die Dunkelheit gezogen, wodurch ich aufwachte.

Ich öffnete langsam die Augen und war nicht überrascht, als ich meinen Kumpel Cody sah.

„Scheiße, du lebst ja noch“, sagte er mit einem Grinsen.

Cody hieß eigentlich Jack Codelyn, allerdings hatte ihm der Name Jack nie gefallen, weswegen er mit Cody angesprochen werden wollte. Seine Mutter starb bei seiner Geburt, und sein Vater wurde bei einem feindlichen Terrorangriff getötet, als Cody elf Jahre alt war.

Cody und ich redeten noch ein paar Minuten, doch ich hörte ihm nicht richtig zu. Meine Gedanken waren wie eingefroren, und ich versuchte mich daran zu erinnern, was passiert war. Dann fiel es mir wieder ein. Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken, und ich guckte Cody mit kalten Augen an.

„Der Angriff ... Konnten wir den Feind schlagen?“

Cody starrte mir in die Augen. „Tja ... Wir haben's verackt, unsere Truppen sind geschlagen, und alle anderen müssen fliehen, wenn sie nicht hingerichtet oder lebenslang eingesperrt werden wollen.“

Ich stand schnell auf und fragte: „Was ist mit der Hauptstadt?!“

Cody zögerte kurz. „Wir sind gerade unter ihr. Sie wurde wahrscheinlich fast komplett zerstört.“

Ich schlug vor Wut mehrmals gegen die Wand.

„Junge, beruhig dich mal, bevor du verblutest!!“

Ich beachtete Cody nicht, denn mein Arm tat inzwischen so sehr weh, dass er mir wie taub erschien.

Ich versuchte mich abzuregen und fragte Cody mit hysterischer Stimme: „Wo sind wir hier überhaupt?“

„In einem alten Bunker unter der Hauptstadt. In der Nähe der Kanalisation. Der Bunker ist wahrscheinlich vom letzten Krieg, und der ist ja schon Jahre her, also dürfte der Bunker

schon ziemlich vergessen sein. Wir sollten erst mal ein paar Tage hier bleiben und abwarten. Ich habe sogar ein paar dieser UH-Rationen gefunden. Die schmecken zwar wie Scheiße, aber besser als nichts.“

Ich fragte ihn hustend: „Woher weißt du denn, wie Scheiße schmeckt?“

Wir guckten uns an und lachten los. Dann hörten wir plötzlich einen lauten Knall, und ein Teil des Bunkers stürzte ein.

Cody sagte: „Oh Mist, ich glaube, sie sprengen gerade die Kanalisation. Suchen wahrscheinlich nach Überlebenden. Die Mauern müssten dem eigentlich standhalten.“

Ich antwortete: „Wir sollten vielleicht tiefer in den Bunker gehen, um sicherzugehen. Er ist ja schon ziemlich alt. Wenn sie weiter an dieser Stelle sprengen, könnten sie durchbrechen.“

„Also gut“, sagte Cody. „Ich glaube, ich habe weiter hinten eine Waffenkammer gesehen. Die Waffen sind sicher ein wenig eingerostet, aber ein paar Menschen sollte man damit noch totkriegen.“

Nach vielleicht einer Minute erreichten wir die Waffenkammer, aber der Raum war fast komplett leer.

„So eine Scheiße“, sagte Cody genervt.

„Warte, in der Ecke da hinten liegt, glaube ich, eine Pistole“, erwiderte ich zögernd. Ich hob die Waffe auf und prüfte, ob sie noch zu gebrauchen war. Ich seufzte. „Also gut, sie ist ein bisschen eingerostet, und das Magazin ist halb leer, aber sie sollte ihren Zweck einigermaßen erfüllen.“

Wir suchten im Raum nach weiteren Gegenständen, die uns helfen könnten, doch wir fanden nur noch eine Schockgranate und ein einzelnes Kampfmesser. Ich hörte plötzlich ein Geräusch, Stimmen aus dem Teil des Bunkers, von dem

wir uns gerade entfernt hatten. Ich gab Cody ein Zeichen. Wir verließen die Waffenkammer schnell und leise, damit sie uns nicht hörten. Wir liefen weiter, bis wir einen langen dunklen Tunnel erreichten. Er erinnerte mich an meinen Traum, und mir wurde etwas schwindlig. Cody lief vor mir mit der Pistole und ich hinter ihm mit dem Messer. Wir liefen eine Weile weiter den Tunnel entlang, dann hörte ich auf einmal Schritte direkt hinter mir.

Ich drehte mich blitzschnell um, mit dem Messer in der Hand, bereit, jeden zu töten, der sich an mich anschleichen wollte.

„WOAH, was machst du da? Ich bin's, Cody!!“

Im letzten Moment hielt ich inne. „Scheiße, was ... Wie bist du hinter mich gekommen?!“

„Mann, ich lauf schon die ganze Zeit hinter dir!“

„Aber warst du nicht gerade-“ Ich brach mitten im Satz ab. Der Tunnel fing an sich zu drehen, und ich stolperte und fiel gegen die Wand. Ich bemerkte es erst jetzt. Der Verband von meinem Arm war abgefallen, und aus der Wunde kam Blut. *Scheiße, wie lang blutet das denn schon?*, fragte ich mich. Mein Arm war komplett taub, ich konnte mich nicht einmal mehr aufrichten.

Cody streckte seine Hand aus und sagte hastig: „Komm, schnell, wir müssen weiter!“ Er half mir auf und versuchte, mich zu stützen. „Los jetzt, ich glaube, da hinten ist ein Ausgang!“

Wir liefen weiter und weiter, bis wir am Ende des Tunnels eine Metalltür sahen. Sie war verrostet und hatte mehrere alte Einschusslöcher. Wir hörten das Bellen von Hunden und lautes Geschrei. Sie waren ganz nah.

„Scheiße! Wir müssen durch diese Tür!“, sagte Cody.

Er versuchte, die Tür zu öffnen, doch sie klemmte, und wir hörten die Geräusche näherkommen.

Plötzlich sah ich graue Lichter am anderen Ende des Tunnels und hörte erneut das Gebell. Hinter mir knallte es laut. Ich drehte mich wieder um und sah, wie Cody versuchte, das Schloss der Tür wegzuschließen. „Okay, das Schloss ist kaputt, aber sie klemmt immer noch ein wenig. Ich glaube, sie wird von irgendwas zugehalten. Schnell, hilf mir mal!“

Ich versuchte, mich mit letzter Kraft aufzurichten.

Wir hörten wieder jemanden brüllen. Dieses Mal waren die Worte zu verstehen. „Hier lang, sie sind hier drüben!!“

Sie waren jetzt direkt hinter uns.

„Komm!! Hilf mir die Tür zu rammen“, rief Cody. „Eins ... zwei ...!“

Wir ramnten mit letzter Kraft gegen die Tür, und sie gab nach. Doch dahinter war nur ein weiterer dunkler Raum. Er hatte keine Decke und schien wie ein endloser Schacht. Die Wände waren blutverschmiert, und aus der gähnenden Leere über mir hing nur ein einzelnes flackerndes Licht. Ich drehte mich wieder in Richtung Tür, doch sie war weg. Es gab keinen Ausgang.

„Was? Wo ist die Tür? Sie war doch genau hier. Hey, Cody, weißt du, wo ...“

Mich überkam ein kalter Schauer. Ich bemerkte es erst jetzt: Ich war allein in diesem Raum.

Ich hörte leise gedämpfte Stimmen außerhalb des Raumes. Sie waren nicht zu verstehen. Ich versuchte, um Hilfe zu rufen, doch sobald ich den Mund aufmachte, erklang ein ohrenbetäubendes Fiepen, das alles übertönte. Ich schlug gegen die Wand. Ich brüllte, so laut ich konnte, bis ich das Gefühl hatte,

dass mein Trommelfell zerfetzt war. Auf einmal fing der Boden an zu beben, und es bildeten sich Risse an den Wänden. Der Boden begann wegzubrechen. Mit einem Mal bemerkte ich zwei riesige schwarze Hände, die den Raum umklammer-ten, in dem ich war. Sie versuchten ihn einzudrücken, und es ertönte eine Stimme, die sich nicht menschlich anhörte.

„Wie. Bist. Du. Hergekommen?“, sagte sie langsam und be-drohlich.

Ich hörte ein lautes Knacken und auf einmal zersprangen die Wände, als wären sie aus Glas. Ich wurde mit voller Wucht gegen ein Trümmerstück geschmettert, und die Hände ergrif-fen mich erneut und rissen mir ohne zu zögern den linken Arm ab. Ich schrie. Ich schrie, so laut ich konnte, doch alles, was zu hören war, war das ohrenbetäubende Fiepen.

Der Boden brach weiter Stück für Stück weg, und ich ver-suchte, mich in eine Ecke des Raumes zu schleppen, die noch stabil aussah. Ich zog mich an der Wand hoch, bis ich halb-wegs aufrecht saß.

Plötzlich verschwanden die Hände, und für einen Moment wurde es totenstill. Doch dann ertönte ein lautes aggressives Brummen, und ein riesiger weißer Spalt tat sich vor mir auf. Er wurde immer größer, und auf einmal erkannte ich, dass es ein Auge war. Ein riesiges Auge, so groß wie eine ganze Stadt. Es starrte mich tot an. Ich konnte mich vor Angst nicht mehr bewegen.

„Aaaargh.“ Erneut durchdrang mich ein brennender Schmerz, und ich öffnete die Augen. Ich konnte nur verschwommen se-hen, und alles drehte sich, doch ich erkannte die Silhouetten mehrerer Personen.

„Wo bin ich?“, fragte ich mit knirschenden Zähnen.

„Cain, beweg dich nicht, du bist kurz vorm Abkratzen. Schnell, legt ihn wieder schlafen! Keine Sorge, du wirst schon überleben.“

Ich blinzelte. „Was zum ...“ Ich wurde wieder ohnmächtig.

Ich sah nur noch Schwarz. Mir tat alles weh. Ab und zu hörte ich Stimmen, konnte sie allerdings nicht verstehen. Es fühlte sich wie eine Ewigkeit an, dann endlich kam ich wieder zu mir. Ich öffnete langsam die Augen und sah eine weiße Decke. Ich richtete mich vorsichtig auf. Ich brauchte einen Moment, um mich zu sammeln. Von draußen hörte ich leises Geschrei. Es erinnerte mich an die Trainingsanlagen der Armee.

„Sie heißen Cain, oder?“ Ich bemerkte erst jetzt die Frau, die neben meinem Bett stand und sich Notizen auf einem Brett machte. „Sie sollten ruhig bleiben und sich noch etwas ausruhen.“

„Schon okay, ich fühl mich gut.“

„Hm, wenn Sie meinen.“ Sie verließ das Zimmer.

Scheiße ... Wo bin ich hier überhaupt? Ich sollte mich etwas umsehen. Ich versuchte aufzustehen. Mein Körper fühlte sich schwer an. Neben mir ertönte ein metallisches Quietschen. Ich zuckte zusammen und schaute schnell neben mich. Die Metallstange, die an meinem Bett befestigt war, war plötzlich eingedrückt. *Hä? Was ...?* Ich guckte meinen Arm an und bemerkte, dass er komplett mit Verbänden eingewickelt war. *Scheiße, was ist passiert? Warum spüre ich meinen Arm nicht mehr?!*

Plötzlich fühlte ich unglaubliche Panik. Ich versuchte, mir mit aller Kraft den Verband vom Arm zu reißen. „Oh Scheiße. Scheiße, WAS ZUM?!!“ Ich erkannte den Grund dafür, dass ich meinen Arm nicht spürte. Anstelle meines Armes sah ich

eine metallische Prothese, die mir bis zur Schulter reichte und sich in mein Fleisch grub.

Ich kriegte keine Luft. Ich rannte zur Tür, rammte sie auf und suchte nach einem Ausweg. Ich erreichte ein Treppenhaus und schleppte mich die Treppe hoch. Da war sie, die Tür zum Dach. Ich stieß sie auf und spürte direkt einen starken kühlen Wind, der mir vom Sonnenaufgang her entgegenwehte.

„Hey Cain, was machst du hier?“ Ich erblickte Cody.

„Wo- wo sind wir?“, rief ich ihm zögernd zu.

„Ach, keine Sorge. Wir sind auf einem unserer Stützpunkte im Metallwald vor Lorthill, der noch nicht entdeckt wurde.“

Ich konnte es kaum glauben.

„Es ist sozusagen eine letzte Chance für uns, den Krieg zu gewinnen.“

Ich näherte mich Cody und lehnte mich an das Geländer vom Dach. Ich blickte in den Sonnenaufgang. „Das ist keine Chance, Cody. Das ist ein Anfang.“

Darius Gloria, 16, Bochum

Asozial und frech?

Ich bin jetzt 15 Jahre alt. Die letzten drei Jahre habe ich meine Schullaufbahn vernachlässigt. Ich laufe fast jeden Tag in Jogginghose und bauchfreien Tops herum, eine nice Jacke bis zur Hüfte und die Bauchtasche noch dazu. Ich höre Deutschrap und auch teilweise Techno, Goa, Hartstyle und so weiter. Ich nehme kein Blatt vor den Mund und ändere meinen Ton nicht, nur weil es jemandem nicht passt, wie ich rede. Ich bin

älter im Kopf als andere Mädchen in meinem Alter. Und ich bin Drogenkonsumentin und werde daher teilweise tagtäglich mit vielen Vorurteilen konfrontiert.

Ich hab mir in den letzten paar Jahren viele Einschätzungen meiner Person anhören müssen.

Ich sei asozial und frech, wird über mich gesagt.

Dabei bin ich eigentlich ein harmonieliebender Mensch.

Die Jogginghose trage ich, weil sie bequem und nicht figurbetont ist, was ich ziemlich vorteilhaft finde.

Bin ich deshalb asozial?

Ich bin ehrlich. Bringe die Sachen einfach gerne auf den Punkt. Da ist mir eben egal, in welchem Ton ich das sage.

Bin ich deshalb asozial?

Ich bin mit Freunden manchmal sehr laut, wenn wir unterwegs sind. Aber sind das nicht alle Leute mal?

Ich bin weder asozial noch vorlaut und auch nicht frech.

Ich könne keine Verantwortung übernehmen, wird über mich gesagt.

Ich habe eine kleine Cousine, die vier Jahre alt wird. Ich habe sie das letzte Mal gesehen, als sie zwei Jahre alt war. Damals habe ich echt oft auf sie aufgepasst und mich um sie gekümmert, als ob es meine eigene Tochter wäre. Als sie auf die Welt kam, war ich elf. Ich kümmerte mich von Tag eins gerne um sie. Ich habe in meinem Leben noch nie so ein süßes Wesen gesehen. Die Kleine hat immer gute Laune gebracht, und ich war glücklich, wenn sie lachte oder ich sie zum Lachen bringen konnte. Sie war die Einzige, die mir meine graue Welt voller Probleme ein Stück erhellte. Dann fing ich mit Drogen an und machte zu Hause, was ich wollte. Meine Tante bekam

das mit, und von einer Sekunde auf die andere durfte ich nicht mehr auf meine Cousine aufpassen.

Wieso?

Genau, weil die Tatsache, dass man Drogen konsumiert, ja auch unbedingt direkt heißen muss, dass man ein verantwortungsloser Mensch ist.

Wieso ist unsere Gesellschaft so voreingenommen?

Ich wäre niemals auf Drogen zu meiner Cousine gegangen. Und selbst wenn, hätte das nicht bedeutet, dass ich mich auf einmal nicht mehr um sie kümmern kann.

Ich werde leider viel zu oft falsch eingeschätzt. Zwar heute weniger als früher, aber immer noch relativ oft.

In unserer Gesellschaft gilt meiner Meinung nach: Je nach Verhalten und Aussehen werden Menschen verurteilt. Ich hasse Menschen, die es sich so einfach machen, die Charakterzüge eines Menschen einzuschätzen. Klar spiegelt sich teilweise im Verhalten wider, was für ein Mensch man ist. Aber jeder Mensch ist anders, und kein Mensch ist so einfach abschätzbar.

Man muss schon genauer hinschauen und zuhören, um einen Menschen so zu sehen, wie er wirklich ist.

Marie Krömker, 15, Bochum

WARUM FRAGST DU?

Du willst wissen, wie meine Vergangenheit aussah?

Sie war nicht perfekt. Ich habe mit zwölf angefangen zu rauchen und die Gesamtschule über drei Jahre geschwänzt.

Ich habe die falschen Leute kennengelernt und angefangen zu saufen und Drogen zu konsumieren. Im Drogenrausch habe ich Körperverletzungen und Einbrüche begangen. Dann bekam ich fünf Monate auf Bewährung und habe einen Monat auf der Straße gelebt. Und erst da habe ich gemerkt, dass ich niemanden außer meinen wahren Freunden habe. Die haben mir aus der Sucht geholfen, ohne dass ich in die Klinik musste.

Jetzt habe ich mein Leben auf die gute Seite gebracht. Ich bin seit einem Jahr clean, hole meinen Abschluss nach und wohne wieder zu Hause. Ich habe eine gut laufende Beziehung mit einem Mädchen, das darauf aufpasst, dass ich keinen Rückfall bekomme.

Du willst wissen, wie meine Vergangenheit aussah? Ich erzähle dir gerne davon. Aber wenn du mich fragst, obwohl dir die Antwort scheißegal ist, oder wenn du nur fragst, um mich in eine Schublade zu stecken, frage ich: WARUM FRAGST DU DANN?

istmirrelativ, 17, Bochum

Wonderman

Wonderman stand um 9 Uhr auf. Dann ging er duschen und erledigte seine Einkäufe. Er kaufte Brot, Getränke und Nudeln ein. Abends traf er sich mit Freunden, die nichts von seinen Superkräften wussten und dachten, dass er ein ganz normaler Mensch sei. Wonderman hatte viele Freunde, denn er war immer sehr nett und hilfsbereit. Heute traf er sich mit Max, Joel und Ryan. Sie wollten mit der Bahn zum Kino fah-

ren. Sie standen am Bahnhof an den Gleisen und unterhielten sich über Fußball.

„Ob der VfL Bochum wohl in die dritte Liga absteigt?“, fragte Wonderman.

Joel meinte: „Nein, die dürfen nicht absteigen!“

Max war es egal. Er war Dortmund-Fan. Und Dortmund spielte eh in der ersten Liga.

Ryan war Bochum-Fan wie Wonderman und Joel.

Dann sahen sie die Bahn, die direkt zum Kino fuhr, und sie gingen näher an die Schienen heran. Und auf einmal kriegte Wonderman wieder das mit seinen Eltern in den Kopf. Was seinen Eltern, als er gerade mal zehn war, passiert ist. Sie waren bei einem Autounfall gestorben, weil eine Bahn in ihr Auto fuhr. Seitdem hatte Wonderman seine Superkräfte. Er konnte fliegen und sich teleportieren. Und er hatte seitdem auch Angst vor Bahnen. Die Bahn kam angefahren, und Wonderman trat erschrocken einen Schritt zur Seite. Dabei rempelte er Ryan an, der ins Gleisbett fiel.

Wonderman teleportierte sich sofort auf die Gleise und half Ryan. Jeder schaute ihn erschrocken an. Auch Wonderman selbst war sehr erschrocken. Aber auch glücklich und erleichtert, Ryan geholfen zu haben. Trotzdem musste Ryan ins Krankenhaus. Er hatte eine Gehirnerschütterung und einen gebrochenen Arm. Ryan war sehr dankbar, dass Wonderman ihm das Leben gerettet hatte. Wonderman hatte Angst, weil es ja jetzt fast jeder wusste mit seinen Superkräften.

Von diesem Abend an wollte jeder mit Wonderman zu tun haben. Aber Wonderman wusste, dass sie nur wegen seiner Superkräfte mit ihm befreundet sein wollten. Und seit diesem Abend wurde auch versucht, Wonderman zu verfolgen. Men-

schen wollten an ihm forschen. Es wurde sogar nachts nach ihm gesucht.

Eines Abends wollte Wonderman einkaufen, aber er wurde von einem Auto verfolgt. Es war ein Lieferwagen. Der Fahrer wollte Wonderman zu einem Forschungszentrum bringen, aber Wonderman rannte schnell weg.

Wonderman wurde immer eingeschüchterter. Alle wollten etwas von ihm, obwohl er doch nur einem Freund geholfen hatte. Wonderman verstand die Welt nicht mehr.

Schließlich beschloss er abzutauchen. Bei Ryan, dem er noch vertrauen konnte.

Das Forschungszentrum bot jetzt sogar eine Million Euro, wenn man Wonderman zu ihnen brachte. Wonderman wurde überall gesucht.

Die Berichte über ihn in Zeitung und Fernsehen wurden immer verrückter. Es hieß sogar, dass er die Welt zerstören wolle, obwohl das nicht stimmte. Ganz im Gegenteil. Er wollte eigentlich nur helfen. Aber jeder sah jetzt nur noch das Böse in ihm, weil die Medien Lügen über ihn verbreiteten.

Eines Abends schauten Wonderman und Ryan Fußball. In der Halbzeit, als es für Bochum 2 zu 0 stand, stürmten Mitarbeiter des Forschungszentrums mit Waffen in die Wohnung und fesselten Wonderman.

Wonderman wurde in ein gepanzertes Auto gesetzt und zum Forschungszentrum gefahren. Die ganze Fahrt lang überlegte Wonderman, warum Ryan ihn verraten hatte. Dabei hatte er Ryan doch das Leben gerettet. Wonderman war sehr traurig, aber auch wütend.

Als sie am Forschungszentrum ankamen, fiel Wonderman wieder ein, dass er sich teleportieren kann. Er teleportier-

te sich nach Spanien. Da kaufte er sich unter falschem Namen ein Haus und traute sich zwei Jahre lang gar nicht mehr raus. Nur zum Einkaufen in einem kleinen Laden um die Ecke.

Er wollte aber auch mal wieder raus und was anderes sehen. Also beschloss er, zum Strand zu gehen. Da traf er zwei Jungs. Einer der beiden hatte ein Bochum-Trikot an.

Wonderman meinte: „Hallo.“

Der Junge mit dem Trikot sagte: „Hi, wie geht's?“

„Ganz gut“, sagte Wonderman. „Ich bin neu hier.“

Der andere Junge meinte: „Okay, cool. Wir können dir viel zeigen. Wir wohnen schon lange hier.“

Wonderman unterhielt sich mit den beiden Jungs, die David und Simon hießen, viel über den Ort. Wonderman sagte, wo er wohnt, und meinte: „Wenn ihr wollt, könnt ihr heute Abend vorbeikommen.“

Simon sagte: „Super Idee. Wir können Fußball gucken.“

Sie verabredeten sich für 20 Uhr.

Wonderman freute sich sehr, mal wieder mit jemandem zu sprechen. Zwei Jahre allein in dem Haus waren sehr langweilig gewesen. Er kaufte Sachen für eine Party ein. Chips, Bier und andere Getränke.

Um 20 Uhr klingelte es. David und Simon standen vor der Tür.

Wonderman sagte: „Kommt rein.“

Sie kamen rein, und David sagte: „Boah, ist das ein geiles Haus.“

Wonderman zeigte ihnen das Haus.

David sagte: „Krass, sogar mit Pool und Sauna.“

Simon meinte: „Okay, wir haben 21 Uhr. Kommt, Fußball gucken.“

Sie aßen Chips und guckten Fußball. Bochum gewann das Spiel 1 zu 0.

Wonderman sagte: „Super Spiel.“

Die beiden stimmten zu.

Wonderman entschied, dass er seine Superkräfte nicht mehr geheim halten wollte, weil er Angst hatte, dass ihm noch mal so was passieren könnte wie mit Ryan.

Er sagte: „Ich muss euch was sagen.“

David sagte: „Ja, was denn?“

Wonderman sagte: „Ich kann fliegen und mich teleportieren.“

David und Simon waren begeistert, weil sie es auch konnten, und zeigten es ihm.

Wonderman freute sich, dass er nicht der Einzige war.

David und Simon zogen nach ein paar Tagen bei Wonderman ein, weil das Haus eh viel zu groß war. Somit wurden sie sehr gute Freunde und unternahmen viele Sachen zusammen.

Eines Tages, als sie am Strand spazieren gingen, wurde Wonderman von dem Forschungszentrum-Team entdeckt.

Er rief: „Aufpassen, teleportiert euch!“

David und Simon wunderten sich zwar, teleportierten sich aber zu einem Berg. Es war der höchste Berg in Spanien.

Wonderman sagte: „So schnell werden die uns hier nicht finden.“

Simon meinte: „Wer sind die denn überhaupt?“

Wonderman erzählte ihnen die ganze Geschichte.

David meinte: „Das tut uns leid.“

Simon sagte: „Lass uns rächen an diesem Forschungszentrum.“

Wonderman meinte: „Nein, auf keinen Fall. Sonst werden

wir noch dringender gesucht. Dann können wir gar nichts mehr machen. Wir müssen uns jetzt erst mal eine neue Bleibe suchen.“

Sie überlegten, in welches Land sie sich teleportieren könnten, und entschieden sich für Afrika. Dort wollten sie armen Leuten helfen. Gesagt, getan. Sie bauten sich da ein super Leben auf und halfen vielen Leuten.

Das war Wondermans Geschichte.

F.N., 13, Bochum

Karas Geschichte

„Hey“, sagte Julian.

Ich antwortete auch mit einem „Hey“.

Mein erster Eindruck war: Was ist das denn für einer? Ich dachte, ich wäre im falschen Film, um ehrlich zu sein. Er war überhaupt nicht mein Typ und kam total arrogant rüber. Aber ich ließ mich dennoch auf das Gespräch mit ihm ein, weil ich meine damalige beste Freundin Finja nicht nerven wollte. Schließlich ging es bei diesem Treffen ja eigentlich darum, dass sie Julians besten Freund Dominik daten sollte.

Julian und ich ließen die beiden dann auch alleine, setzten uns auf eine Bank und fingen an zu reden.

„Ja, ich komme aus England, ehrlich, glaub mir doch“, sagte er.

„Niemals, hätte ich auf keinen Fall gedacht!“

Wir redeten auch über traurige Sachen und vergaßen dabei mega die Zeit. „Ja, und als ich fünfzehn war, erkrankte mein Vater dann an Krebs.“ Julian weinte fast und schaute mich an.

„Ich bin da für dich. Auch wenn wir uns nicht richtig kennen.“ Ich stand auf und wartete darauf, dass er auch aufstand, da ich ihn eigentlich umarmen wollte.

Stattdessen zog er mich wieder runter zu sich, schaute mir in die Augen und sagte: „Ist das jetzt der Moment, wo ich dich küssen darf?“

Ich nickte und lächelte nur, weil ich nicht von seinen Augen wegschauen konnte. Dieser Moment war zu schön. Ich kriegte Gänsehaut, als wir uns küssten. Es war einfach nur unbeschreiblich.

„Ich hoffe, das wird was Ernstes“, sagte ich.

„Klar, das spür ich“, antwortete er.

Wir gingen nach sehr langer Zeit zurück zu Dominik und Finja. Sie waren noch nicht so weit wie wir, aber verstanden sich trotzdem sehr gut.

Wir trafen uns von nun an sehr oft zu viert und feierten auch Halloween zusammen und Dominiks Geburtstag ebenfalls.

Finja sagte an Dominiks Geburtstag zu mir: „Er ist mir so ans Herz gewachsen.“

„Mir die beiden auch“, antwortete ich.

Sie guckte mich nur an, atmete laut aus, ging zurück zu Dominik und Julian und redete den ganzen Abend nicht mehr mit mir.

Denn damit kam sie nicht klar. Dass ich mich gut mit ihrem Typen verstand. Deshalb brach der Kontakt zwischen mir und Finja ziemlich bald ab. Aber Dominik, mit dem sie mittlerweile zusammen war, wurde mein bester Freund. Und da wir nur fünf Minuten voneinander weg wohnten, trafen wir uns sehr oft.

Wie auch an diesem einen Abend. Ich fuhr zu ihm. Wir gingen mit seinem Hund raus und rauchten.

„Ich muss dir was sagen, Kara“, sagte er plötzlich.

„Oh nein, was denn, wieso guckst du so traurig?“

„Du bist nicht das einzige Mädchen in Julians Leben.“

„Erzähl doch nicht so was“, antwortete ich und guckte traurig zu Boden.

„Glaub mir bitte, ich will dich nur beschützen, denk bitte einfach mal dran.“

„Mh, danke.“

Ich ging am nächsten Tag mit einem ganz komischen Gefühl zu Julian, aber als ich ihn sah, vergaß ich das komische Gefühl.

„Ich liebe dich“, sagte Julian.

Und ich freute mich so sehr. Es war das erste Mal, dass er es mir ins Gesicht sagte. Mir stiegen Tränen in die Augen und ich lächelte und sagte: „Ich liebe dich auch.“

Es ist also doch nicht wahr, was Dominik gesagt hat, dachte ich.

Später, als Julian auf der Toilette war, klingelte sein Handy. Ich schaute drauf und dort stand *shawty baby* – so nannte er mich. Ich fing sofort an zu weinen, und als er wiederkam, fragte er direkt: „Hey, was ist denn los?“

„Wer ist denn bitte shawty baby? Ich hab dich nicht angerufen.“

„Oh, ja, das ist nur ein Witz von mir und ’nem Kollegen. Hör jetzt auf zu weinen, shawty.“

„Oh Mann“, antwortete ich und glaubte ihm natürlich.

Es vergingen zwei Monate. Eine Sache irritierte mich ziemlich. Immer, wenn ich Julian gegenüber das Thema Beziehung ansprach, hieß es nur: „Du weißt doch, meine Ex und so. Ich kann noch nicht in eine Beziehung. Lass mir noch ein bisschen Zeit.“

Natürlich wartete ich, aber irgendwann fing ich an, mich zu fragen, ob es nicht eventuell doch stimmte, was Dominik gesagt hatte. Dass ich nicht die Einzige in Julians Leben war.

An einem Tag war ich mit Freunden was trinken und zu besoffen, um die Haltestelle zu finden, sodass Dominik, den ich angerufen hatte, mich abholte.

„Ich kann nicht mehr. Ich weiß, dass ich ihm nicht so wichtig bin wie er mir“, sagte ich.

Dominik nahm mich in den Arm und sagte: „Dann blockier ihn und lösche ihn aus deinem Leben.“

Was ich auch tat, aber damit ging es mir nicht besser als vorher. Julian schrieb mir auch noch am selben Tag über Instagram: *Wieso blockierst du mich?*

Ich antwortete nicht drauf, aber ich entblockte ihn überall wieder.

Nach einigen Tagen meldete er sich wieder und schrieb: *Ich komme heute zu dir und wir reden.*

Keine Stunde später stand er vor meiner Tür und klopfte. „Lass mich rein!“

Er hörte nicht auf, an meine Tür zu klopfen. Deswegen entschloss ich mich, die Tür zu öffnen und ihn reinzulassen.

„Du weißt, dass ich dich niemals hassen könnte“, sagte ich zu ihm. Ich setzte mich auf meine Couch, guckte ihn an und fing an zu weinen.

„Es tut mir leid, Kara“, sagte er, setzte sich zu mir und streichelte mein Haar. „Es gab noch eine andere, du hattest recht. Aber das mit der anderen ist vorbei. Gib mir noch eine Chance“, sagte er und guckte mir tief in die Augen.

Und natürlich gab ich ihm noch eine Chance. Er war die nächsten zwei Wochen nur bei mir. Zwischendurch kamen Dominik und meine beste Freundin Lena vorbei, aber meistens waren Julian und ich alleine und verbrachten viel Zeit mit Lachen und Fernsehen. Wir haben zusammen gekocht und hatten Spaß.

Doch an diesem einen Tag schlief auch Dominik bei mir, weil er Schluss mit Finja hatte und Ablenkung brauchte. Am nächsten Tag wachte ich auf, und Julian war nicht mehr da. Ich ging rüber zu Dominik, der auf der Couch saß. Er schluchzte und guckte traurig.

Ich fragte: „Was ist los?“

„Julian hat mich heute morgen geweckt und mir erzählt, dass er dich nur ausgenutzt hat, da seine Mama ihn rausgeworfen hatte“, sagte Dominik. „Aber jetzt kann er wieder zurück nach Hause.“

Ich konnte einfach nicht glauben, was Dominik da sagte. Ich ging in die Küche und schaute auf mein Handy, während ich einen Tee machte. Ich sah, dass Julian mich überall blockiert hatte. Ich setzte mich wieder zu Dominik auf die Couch und fing an zu weinen. Es kam einfach so, und ich fing an zu schreien: „Wieso? Wie kann ein Mensch so verbittert sein? Ich habe ihm nie was getan!“

Dominik nahm mich in den Arm und streichelte mich. „Jetzt vergiss ihn. Er hört sonst nicht auf, dich auszunutzen.“

Ich stand auf, rief meine Eltern an und fragte, ob sie mir Geld für einen Urlaub geben könnten. Auch wenn meine Eltern nie da waren, weil sie dauernd arbeiten mussten: Wenn ich nach Geld fragte, sagten sie nie nein. Ich glaube echt, sie dachten, mit Geld könnten sie Probleme lösen. Aber in der Situation hat es mein Problem tatsächlich gelöst.

„Klar, mein Schatz, wir überweisen dir 15.000 €“, sagte meine Mutter.

„Wow, danke, Mama.“

„Dominik, hol deine Sachen, wir fliegen mit Lena weg“, sagte ich, nachdem ich aufgelegt hatte.

Dominik grinste. „Alles klar, ich buch den Flug.“

Ich rief Lena an und erzählte ihr von dem Plan. Sie war begeistert, denn für Dominik und Lena war es genauso schwer wie für mich in Bochum. Dominik war noch nicht über Finja weg, und Lena hatte dauernd Stress mit ihren Eltern.

Wir flogen noch am selben Abend nach Barcelona. Wir buchten keinen Flug zurück und nahmen uns eine kleine Wohnung.

Lena hielt es in Barcelona nicht lange aus und flog nach einem Monat wieder nach Hause. „Tut mir leid, Leute, aber ich wünsche euch noch viel Glück hier“, sagte sie zum Abschied. „Kommt ihr ohne mich klar?“

„Alles gut“, sagte ich. „Wir schaffen das hier schon. Wir fühlen uns wohl.“

Meine Eltern fragen nicht oft, wie es mir geht. Aber wenn ich Geld brauche, kriege ich es auch. Mir geht es hier in Barcelona viel besser, und Dominik vermisst auch niemanden.

Franzi Waligora, 16, Bochum

Cems Geschichte

Also, ich stritt mal wieder mit meinen Eltern über die üblichen Sachen. Wie fast jeden Tag. Zum Beispiel über den Haushalt, weil meine Eltern immer sagten, dass ich nicht genug mithalf. Und über meine Freundin. Mir ging das langsam richtig auf den Sack, dass meine Eltern immer sagten, Isabel sei nicht gut für mich. Weil Isabel in Deutschland wohnte. Jeder Streit endete mit dem Kommentar: „Such dir doch hier eine Freundin!“

„Langsam reicht es mir!“, sagte ich zu meinen Eltern.

Ich ging in mein Zimmer, legte mich in mein Bett und dachte nach.

Ein paar Stunden später rief meine Mutter: „Wir sind jetzt weg. Wir gehen zur Arbeit.“

Ich sprang auf und rief: „Okay, bis später.“ Leise fügte ich hinzu: „Vielleicht.“

Dann hörte ich die Tür ins Schloss fallen.

Ich stand in meinem Zimmer. Auf dem Bett lag eine Tasche, und ich überlegte, was ich mitnehmen könnte. Auf jeden Fall ein Bild von Isabel und mir aus unserem ersten Urlaub. Außerdem mein Handy und mein Ladekabel. Und ein paar Anziehsachen. Während ich noch packte, klingelte mein Handy. Ich hatte richtig Herzrasen, weil ich mich so erschrak. Ich ging dran.

Es war meine Mutter. Sie fragte mich, was ich mache.

Ich sagte: „Ich gucke Fernsehen und langweile mich zu Tode.“ Das war natürlich gelogen, aber ich konnte meiner Mutter nicht sagen, was ich vorhatte.

Ich rannte die Treppe hinunter, verließ das Haus und wartete auf den Bus, der natürlich wie immer Verspätung hatte. Während ich wartete, kam meine Nachbarin vorbei und fragte mich, was los sei, weil sie mich und meine Eltern streiten gehört hatte. Ich erzählte ihr die Geschichte, aber dann kam schon mein Bus. Ich fuhr zum Hauptbahnhof von Istanbul und wollte den Zug nach Deutschland nehmen. Ich rannte zu dem Gleis, wo mein Zug ankommen sollte, aber, wie zu erwarten, hatte er auch Verspätung.

Während ich noch wartete, klingelte wieder mein Handy. Diesmal war Isabel dran und fragte mich, was ich so mache.

Ich sagte: „Das Übliche.“ Dann kam auch schon mein Zug, und ich sagte nur noch: „Ich habe eine Überraschung für dich.“ Und: „Ich liebe dich.“

Während der Fahrt nach Deutschland riefen meine Eltern mehrmals an. Ich ging nicht dran. Ich würde ihnen erst später in Ruhe erklären, dass ich nicht zurückkommen würde. Auch wenn ich ein schlechtes Gewissen hatte, weil sie sich sicher Sorgen machten.

Auch Isabel rief noch mal an. „Ich muss mit dir über etwas reden“, sagte sie. „Bist du zu Hause?“ Als ich sagte, ich sei gerade unterwegs, meinte sie nur: „Dann sprechen wir, wenn du zu Hause bist.“

Nach zwei Tagen kam ich in Deutschland an und suchte am Bahnhof in Dortmund den Bus zu Isabel. Ich beeilte mich extra, weil sie ja mit mir reden wollte. Endlich kam ich bei ihr zu Hause an. Ich freute mich wie ein kleines Kind. Aber dann sah ich sie mit ihrem Nachbarn Arm in Arm. Reg dich nicht auf, Cem, sagte ich mir. Sie versteht sich halt gut mit ihm. Ich

lief zu ihr, doch bevor ich „Hi, Schatz“ sagen konnte, sah ich, wie sie sich küssten.

Ich traute meinen Augen kaum. Ich sprach Isabel an: „Was soll das?“

Sie meinte nur: „Ich wollte dir das schon am Telefon sagen, aber ich konnte nicht ... Was machst du überhaupt hier?“

Ich war so verzweifelt, dass ich gleich wieder zurückgefahren bin.

Meinen Eltern sagte ich: „Es tut mir leid.“

Ich kam dann bald mit meiner Nachbarin zusammen. Seitdem habe ich keinen Stress mehr mit meinen Eltern. Nur hin und wieder, wenn meine Mutter sagt: „Siehst du, hättest du dir gleich eine Freundin hier in Istanbul gesucht.“

istmirrelativ, 17, Bochum

Gedanken um meine Irgendwie-Zukunft

Es ist ziemlich schwer für mich, über die Dinge zu sprechen. Jeder fragt, was los ist. Aber ich frag mich dann selber, was eigentlich mit mir los ist. Weil ich es momentan selber nicht weiß.

Ich denke die ganze Zeit darüber nach, wie die drei Tage bis zur OP werden. Und wie es nach der OP wird.

Ich kann euch leider nicht erklären, was mit mir los ist. Weil ich darüber momentan mit keinem reden kann. Und wenn doch, dann vergesse ich alles für einen Moment. Für einen

Moment geht es mir besser. Aber wenn ich wieder alleine bin, kommen die Gedanken zurück.

Ende

(Ich bedanke mich bei jedem, der unsere Geschichten bis zum Ende gelesen hat.)

istmirrelativ, 17, Bochum

Inhaltsverzeichnis

Im Anfang war das Wort	5
Aufbruch ins Ich (<i>Marie Krömker</i>)	8
Kasamirs Reise (<i>Lucas S.</i>)	11
Brief an meine Familie (<i>istmirrelativ</i>)	19
Verfolgt von meiner Vergangenheit! (<i>istmirrelativ</i>)	20
Story of my life (<i>Franzi Waligora</i>)	21
Suche nach dem Glück (<i>F.N.</i>)	32
Ins Leben zurück (<i>L. S.</i>)	36
Hallucination (<i>Darius Gloria</i>)	48
Asozial und frech? (<i>Marie Krömker</i>)	55
WARUM FRAGST DU? (<i>istmirrelativ</i>)	57
Wonderman (<i>F.N.</i>)	58
Karas Geschichte (<i>Franzi Waligora</i>)	63
Cems Geschichte (<i>istmirrelativ</i>)	69
Gedanken um meine Irgendwie-Zukunft (<i>istmirrelativ</i>)	71

